Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 94 (1949)
Heft: 3

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHWEIZERISCHE LEHRERZEITUNG

Beilagen — 6mal jährlich: Das Jugendbuch, Pestalozzianum, Zeichnen und Gestalten — 5mal jährlich: Erfahrungen im naturwissenschaftlichen Unterricht — 2mal monatl.: Der Pädagogische Beobachter im Kanton Zürich

94. Jahrgang Nr. 3 21. Januar 1949 Erscheint jeden Freitag Redaktion: Beckenhofstr. 31 Postfach Zürich 35 Telephon (051) 28 08 95
Administration: Stauffacherquai 36 Postfach Hauptpost Telephon (051) 23 77 44 Postcheck VIII 889

*Inhalt: Musik in Schule und Haus (Hauptthema): Musikinstrumente — Onkel Leverkühns Instrumentenmagazin — Die Orgel und ihre Meister — Unser Titelbild: Die Orgel der Klosterkirche Rheinau — Lob der Schweizergeige — Die Schallplatte im Dienst der Musikerziehung — Schüler als Platzanweiser — Kantonale Schulnachrichten: Thurgau, Zürich — SLV — **Bücherschau***

Musik in Schule und Haus

Heft II

(Siehe auch SLZ Nr. 51/1948)

Musikinstrumente

Die in der heutigen Musikpraxis verwendeten Instrumente teilt man nach der Art der Tonerzeugung in drei Gruppen ein:

1. Saiteninstrumente: a) Die Tonerregung durch *Streichen* mit einem Bogen ergibt einen beliebig langen und während dieser Zeit in seiner Stärke modulierbaren Ton. (Violine, Cello.) b) Bei der Tonerregung durch *Anreissen* bzw. *Anschlagen* lässt sich die Qualität des Tones nur im Moment des Erklingens bestimmen und verhallt nachher. (Harfe, Cembalo, Klavier.)

2. Blasinstrumente: Der tonerzeugende Körper ist die schwingende Luftsäule. Hier handelt es sich nicht wie bei den Saiteninstrumenten um Transversal- (= Quer-)schwingungen sondern um Longitudinal- (= Längs-)schwingungen, also um Verdichtungen und Verdünnungen der Luft.

3. Schlaginstrumente: Die tonerzeugenden Körper sind gespannte Membranen (Trommeln, Kesselpauken) oder Metallplatten (Glockenspiele usw.). Die nachfolgenden Abschnitte über Streichinstrumente, das Klavier und Blasinstrumente, versuchen eine gedrängte Orientierung über einiges Wissenswerte dieses weiten Sachgebietes zu geben.

Die Streichinstrumente

Im wesentlichen sind heute vier Instrumente gebräuchlich, deren jedes im Prinzip eine der vier Stimmlagen (Sopran, Alt, Tenor, Bass) vertritt.

Die *Geige* oder *Violine* (ital. Violino, franz. Violon, engl. Violin).

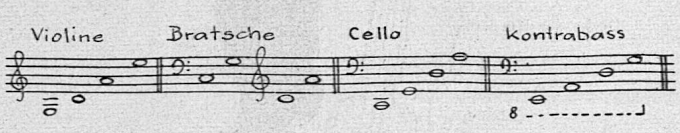
Die *Bratsche* (ital. Viola, frz. Alto, engl. Viola).

Das *Cello* (ital. Violoncello, frz. Violoncelle, engl. Cello).

Die *Bassgeige* oder der *Kontrabass* (ital. Contrabasso, franz. Contrebasse, engl. Doublebass).

Violon-Cello

Alle diese Instrumente sind nach dem gleichen Typ gebaut, nur in verschiedener Grösse, mit je vier Saiten bespannt in nachfolgender Stimmung:



Die Uebertragung der Saitenschwingung auf den Resonanzboden erfolgt durch den Steg genauer gesagt nur vermittelst dessen einen Fusses; der andere steht fast unmittelbar hinter dem Stimmstock, der zwischen der fichtenen Decke und dem Ahornboden eingeschoben ist. Der freie Fuss versetzt durch eine kräftige Erschütterung der Decke den ganzen Resonanzkasten und die von ihm eingeschlossene Luft in Schwingungen. Eigenschwingungen des Holzes werden durch die Baukonstruktion künstlich unterdrückt, dagegen lassen sich diejenigen des Luftinhaltes nicht ganz vermeiden. Sie machen sich durch ein etwas kräftigeres Hervortreten einzelner Töne bemerkbar z. B. bei der Violine meist um c′ und a′, bei der Bratsche um c und a, beim Cello um F.

Das Wort «Geige» finden wir schon in der Lutherbibel. Die «Fidel», von der im Nibelungenlied die Rede ist, hatte eine kürbisartige Form ohne Steg, am ehesten mit einer Mandoline vergleichbar. Geschichtlich nimmt man an, dass sich die vier heute gebräuchlichen Instrumente aus der Familie der Violen entwickelt haben. Die Violen hatten einen nach dem Halse zu spitz verlaufenden Körper mit viel flacherem Boden und Decke, ein sechsseitiges Griffbrett mit Bünden ähnlich wie bei der Guitarre. Kaspar *Tieffenbrucker* (um 1550) soll der Erste gewesen sein, der dem Sopraninstrument der

Violenfamilie die heute noch übliche Form und Viersaitigkeit gab. Nach andern Quellen war es der Begründer der Geigenbauschule von Brescia, Gasparo di *Bertholotti* (gest. 1609), nach seinem Geburtsort «da Salo» benannt. Aber erst das siebzehnte Jahrhundert wird zur bis heute unerreicht gebliebenen Glanzzeit der norditalienischen Geigenbaukunst. Namen wie Bertholottis Schüler Giovanni Paolo *Maggini* (gest. 1632) und vor allem die Cremonenser Meister: die Familie *Amati*,

Teile der Geige (Violine)

ferner Giuseppe *Guarneri* und «der Meister aller Meister» *Antonio Stradivari* (gest. 1737) sind Kulturbegriff geworden. Im benachbarten Tirol ist es Jakob *Stainer* (gest. 1681), der sich besonderer Wertschätzung erfreute; nicht vergessen seien auch Matthias, Sebastian und Aegidius *Klotz*, die Begründer der Mittenwalder Geigenindustrie. In Frankreich ist als Hauptmeister Nicolaus *Lupot* (gest. 1824) zu nennen und der speziell in der Imitation alter Meistergeigen geschickte Jean Baptiste *Vuillomme* (gest. 1875). Manch stolzer Besitzer einer «echten» Stradivari hat ein Instrument, das ganz oder teilweise von seiner Hand gefertigt ist. Obwohl heute fast in jeder grösseren Stadt tüchtige Geigenbauer arbeiten, lassen sich doch ihre Erzeugnisse nicht mit denen der alten Meister vergleichen. Deshalb sind auch echte alte Meistergeigen nur zu unerschwinglichen Preisen zu haben, die nur reiche Sammler oder weltberühmte Virtuosen sich leisten können. Und deshalb wird auch mit täuschend nachgeahmten Instrumenten, die künstlich «alt gemacht» werden, ein schwunghafter Handel getrieben.

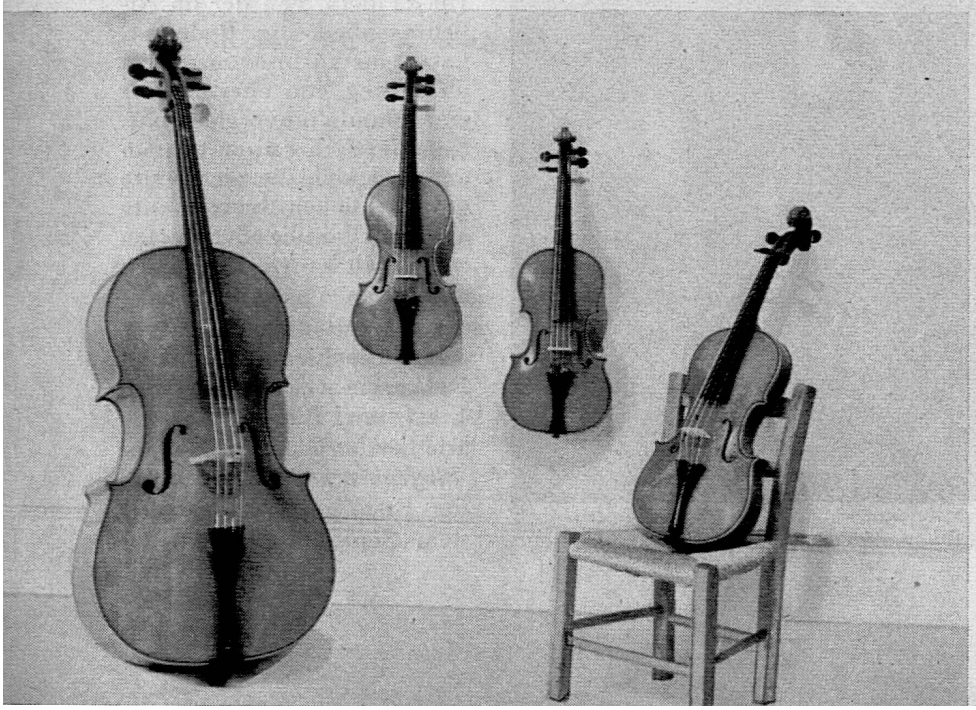
Das Konstruktionsgeheimnis der italienischen Meistergeigen ist von ihren Schöpfern geheim gehalten worden. Die Beschaffenheit des Holzes und des Lackes einerseits, ihre geometrischen Ausmasse andererseits, sind wohl entscheidend für die Qualität der Instrumente. Mit der Entdeckung der Homogenität durch *Koch* und der Formkonstruktion auf Grund des goldenen Schnittes scheint in neuerer Zeit sich der Schleier des Geheimnisses zu lüften. Wenn Künstler von so grosser Vielseitigkeit wie die italienischen Renaissancemeister sich dem Problem widmen werden, besteht berechtigte Aussicht, dass die Geigenbaukunst einer neuen Blütezeit entgegengeht.

Das Klavier

Flügel (ital. Pianoforte a coda, frz. Piano à queue, engl. Grand Piano).

Klavier (ital. Pianino, frz. Piano droit, engl. Upright Pianoforte).

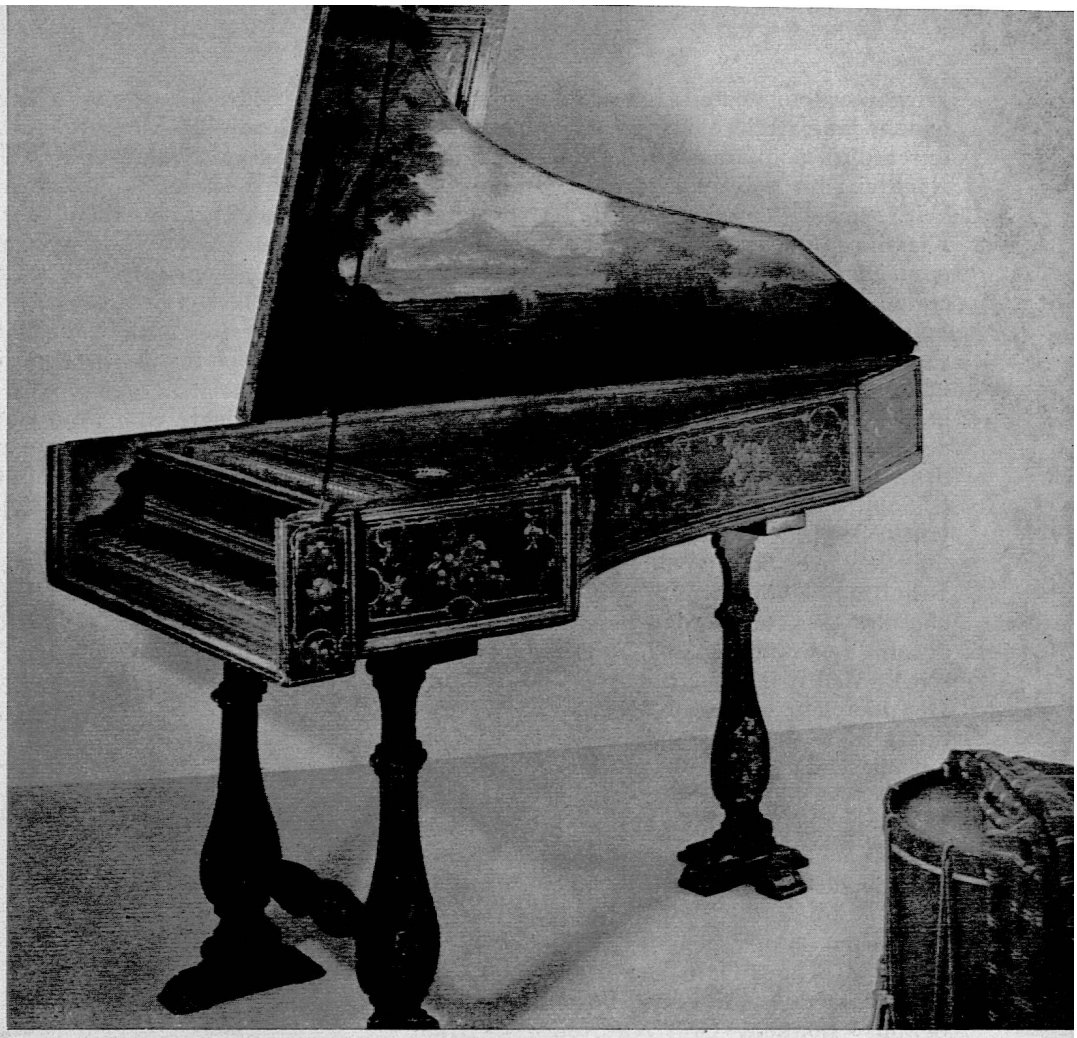
Das zur Zeit vielleicht am meisten verbreitete Instrument ist in seiner heutigen Gestalt kaum 200 Jahre alt. Seine Vorläufer sind das *Klavichord* und der *Kielflügel*. Beide entstanden ca. Anfang des 15. Jahrhunderts und wurden bis zur Zeit Phil. Em. Bachs (gest. 1788) gespielt. Beim *Klavichord* (lat. clavis = Schlüssel, erst im übertragenen Sinne Taste, weil sie, wie bei der Orgel beim Herunterdrücken den Ton „frei gibt", chorda oder corda = Darm, also Darmsaite) sind über einen Resonanzkasten gleich lange, aber verschieden dicke und verschieden stark gespannte Saiten aufgezogen. Die Tasten tragen am hinteren Ende einen Metallsteg, die Tangente. Sobald die Taste heruntergedrückt wird, bringt die Tangente die Saite zum Schwingen, wobei der Teil der Saite der nicht mitschwingen soll, durch einen Tuchstreifen abgedämpft wird. Da beim Anschlagen die Tangente in Berührung mit der Saite bleibt, lassen sich als Klangeffekt «Bebungen» der spielenden Hand (eine Art Vertikalvibrato) übertragen. Um Platz und Saite zu sparen war bei den älteren Instrumenten («gebundene» Klavichorde) für 4—5 Tasten nur eine Saite vorgesehen, die dann der Tonhöhe entsprechend an verschiedenen Stellen angeschlagen wurde. Die späteren Instrumente («bundfreie» Klavichorde) hatten für jede Taste eine eigene Saite. Beim *Kielflügel* (auch Klavizymbel, *Cembalo*, Clavecin oder Harpsichord genannt) hatten die Saiten nach oben abnehmende Länge, woraus sich die Flügelform ergab. Die Töne wurden mit Kielen von Rabenfedern angerissen. Sie waren kurz und spitz, von gleicher Lautstärke, viel kräftiger als die zarten, jedoch modulationsfähigen Töne des Klavichords. Das Cembalo war deshalb das gegebene Generalbassinstrument, durch sein scharfes Markieren das Orchester zu-



Vollständiges Quartett
aus der Geigenbauschule Brienz

sammenhaltend. Für solistische Vorträge machte sich jedoch mit der Zeit das Bedürfnis geltend nach einem neuen Instrument, das die klangliche Modulationsfähigkeit des Klavichordes mit der Fülle und Durchschlagskraft des Cembalos vereinen sollte.

Anfang des 18. Jahrhunderts konstruierte als Erster Bartolomeo *Cristofori* in Florenz ein Instrument, dessen Saiten mit Hämmern angeschlagen wurden. Man konnte je nach Fingerdruck leise (piano) oder laut (forte) spielen. Das war vorher nicht möglich gewesen. Auf dem von Kielfedern gerissenen Cembalo war nur eine «terrassenförmige Dynamik» zu erreichen d. h. durch Verwendung von Registerzügen (wie bei der Orgel) hatte man die Möglichkeit streckenweise leise oder laut zu spielen ohne Hervorhebung einzelner Töne und ohne eine Tonreihe an- oder abschwellen lassen zu können. Cristofori gab seinem Instrument, dem Vater unseres heutigen Klaviers, aus diesem Grunde den Namen «Pianoforte», ein Name, der sich bis heute erhalten hat, allerdings nur für die aufrecht gebauten Klaviere im Gegensatz zu den Flügeln. Cristoforis Modell, das in Italien keinen Erfolg hatte, wurde durch den berühmten Orgelbauer Gottfried *Silbermann* aus Freiberg, der von Joh. Seb. Bach sehr geschätzt wurde, vervollkommnet und zur allgemeinen Anerkennung gebracht.



Italienisches Cembalo, ungefähr aus dem Jahr 1700, heute im Instrumentenmuseum der Firma Hug & C Zürich

Eine bedeutende Neuerung brachte 1823 die Erfindung Sebastian *Erards*, der einer deutschen Familie (Ehrhard) entstammend in Paris ein renommierter Instrumentenbauer war. (Von ihm geht u. a. auch die Erfindung der Doppelpedalharfe aus, die mit einem Schlage alle Unzulänglichkeiten dieses Instruments behob.) Sein «double échappement», die «doppelte Auslösung», ein verwickeltes Hebelsystem, das es ermöglicht, die Saite sofort nach dem Anschlag freizugeben, auch wenn der Finger auf der Taste liegen bleibt, besteht im Prinzip aus folgendem Vorgang: Durch eine mit der Taste verbundene Stosszunge erhält der Hammer, der gegen die Saite geschnellt wird, den entscheidenden Anstoss. Die Stosszunge löst sich im Moment des Anschlags wieder aus und kehrt in die Ruhelage zurück. Der Hammer dagegen fällt nicht ganz zurück, sondern wird auf halbem Wege aufgefangen, damit er bei rascher Repetition des Tones schneller bereit ist. Erst wenn der Finger die Taste verlassen hat, löst sich auch der Repetitionshebel aus und der Hammer sinkt völlig in die Anfangslage zurück.

Neben dieser Pariser Repetitionsmechanik gab es noch zwei Richtungen im Klavierbau: Die «deutsche» oder «Wiener Mechanik» (Stein und Streicher), bei der der Hammer unmittelbar auf dem hinteren Tastenende aufliegt, zeichnete sich durch geringen Tastenfall und leichtem Anschlag aus, der eine brillante, perlende Technik (Mozart!) begünstigte, aber nicht die Grösse und Rundung des Tones erreichte, die die «englische Mechanik» (Broadwood) hervorbrachte. Bei ihr ist der Hammer vom Tastenhebel getrennt an einer besonderen Leiste befestigt. Er wird durch eine auf dem Hebel aufsitzende Stosszunge an die Saite geworfen. Heute sind die Vorteile beider Systeme vereinigt worden und in der Mechanik unterscheiden sich die einzelnen Fabrikate, die selbstverständlich auch Erards Erfindung der doppelten Auslösung anwenden, nur unwesentlich voneinander.

Der Name «Hammerklavier» ist eine vorübergehend aufgekommene deutsche Bezeichnung für «Pianoforte». Beethovens Sonaten sind natürlich sämtlich für das Hammerklavier geschrieben, nicht nur die im Titel so bezeichneten op. 101 und op. 106.

Der Filzkopf des Hammers schlägt im Diskant auf drei gleichgestimmte Stahlsaiten, im Bass auf zwei, bei den ganz tiefen Tönen auf eine Saite. Die Baßsaiten sind mit Kupferdraht umsponnen damit sie trotz ihrer Kürze einen genügend tiefen Ton geben. Der Rahmen, auf dem die Saiten aufgespannt sind, ist seit der Erfindung von Steinway ganz aus Gusseisen. Er muss einem Zug von ca. 20 000 kg standhalten. Die Konstruktion ist heute durchgehend «kreuzsaitig». Darunter versteht man eine Anordnung, bei der die Basssaiten schräg über die Diskantsaiten hinweggeführt werden, die hinwiederum fächerförmig auseinander-

gelegt werden. Vorteil: bessere Ausnützung des Resonanzbodens, freiere Tonentfaltung, mehr Klangfülle durch die Nachbarschaft der Bass- und Diskantsaiten. Nachteil: im polyphonen Spiel (Bach) weniger Klarheit. Auch klingen die enggelagerten Bassakkorde der Klassiker (Mozart, Haydn) zu dumpf und füllig, da sie ursprünglich für die geradsaitigen klanglich weniger ergiebigen Instrumente ihrer Zeit gedacht waren.

Drückt man das *rechte Pedal* herab so entfernen sich sämtliche Dämpfer, wodurch einerseits der Ton nachhallen kann, auch wenn der Finger sich von der Taste bereits entfernt hat, und andererseits jene Saiten, die derselben Obertonreihe angehören, mitschwingen können, was den Klang voller macht. Das *linke Pedal* (Pianopedal oder «die Verschiebung») drückt die Klaviatur des Flügels so weit zur Seite, dass nur noch zwei von den drei Saiten vom Hammer getroffen werden. Resultat: Klangverminderung. Angaben wie «una chorda» — «tre chorde» bei Beethoven beziehen sich auf die Verwendung des linken Pedals. Bei den Klavieren werden beim Herabdrücken des linken Pedals alle Hämmerchen näher zu den Saiten herangeführt, wodurch der Anschlagsweg sich verkürzt und auf diese Weise der Ton leiser wird. Die Steinway-Flügel besitzen noch ein drittes Pedal in der Mitte («Prolongationspedal»), das die Möglichkeit schafft, einzelne Töne beliebig lange durchklingen zu lassen, ohne ihre Tasten zu halten. Von den bekanntesten Flügeln seien einige genannt: Bechstein-Berlin, Steinway & Sons-New York, Blüthner-Leipzig, Bösendorfer-Wien, Pleyel-Paris, Broadwood & Sons - London, Grotrian-Steinweg - Braunschweig, Ibach - Barmen usw. und von den Schweizer Fabrikaten sind besonders hervorzuheben: Burger & Jacobi, Sabel, Schmid-Flohr.

Das Klavier hat zur Entwicklung instrumentaler Formen und Stile in höchstem Masse beigetragen. Es hat sich zum bevorzugten Hausinstrument und zum Hauptvertreter breiter musikalischer Kultur entwickelt. Seine Fähigkeit zu fast unbeschränkter Polyphonie und sein grosses Tonvermögen erlauben es ihm, wie keinem andern Instrument, als Ersatz für ein ganzes Orchester zu dienen, allerdings nicht nur bildlich, sondern auch klanglich nur in «schwarzweiss» Technik.

Die Blasinstrumente

Bläst man in ein Rohr so hinein, dass die darin eingeschlossene Luft in regelmässigen Abständen verdickt und verdünnt wird, so wird aus Luft — Klang. Denn was wir in der Umgangssprache als Ton bezeichnen ist in Wirklichkeit bereits ein Zusammenklingen von mehreren Tönen: dem Grundton (tiefster Ton) und den harmonischen Obertönen, deren Schwingungszahlen ein ganzzahliges Vielfaches dieses Grundtones ist. Die Schwingungszahl des Grundtones hängt im wesentlichen von der Länge des Rohres ab. Je länger das Rohr, desto tiefer der Ton. Sobald die Rohrlänge ihren Durchmesser mindestens um das Zwölffache übertrifft, ist es gleichgültig ob das Rohr gerade ist oder gewunden. Nur scharfe Biegungen müssen vermieden werden. Durch geschicktes Verstärken des Luftdruckes, «das Ueberblasen», lassen sich die einzelnen Töne der Naturtonreihe hörbar machen. Aehnlich wie Wellenringe, die ein ins Wasser geworfener Stein erzeugt, verhalten sich die Abstände der Naturtöne von einander: je weiter vom Punkt der Erregung entfernt, desto enger werden sie. Nehmen wir als tiefsten Ton z. B. das grosse C an, so heisst die Obertonreihe:

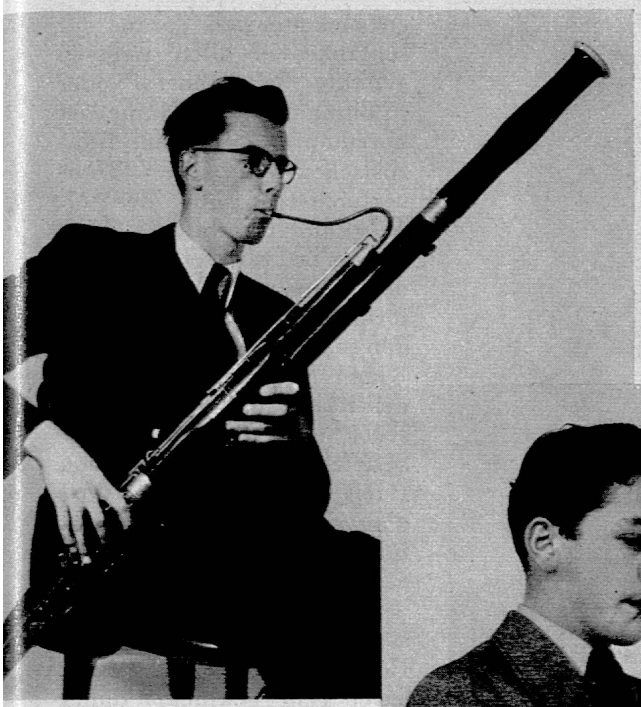
C c g c′ e′ g′ b′ c′′ d′′ e′′ fis′′ g′′ a′′ b′′ h′′ c′′′ usw.
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 usw.

(der 7., 11. und 14. Ton sind praktisch unbrauchbar, weil zu tief!). Es ergeben sich folgende Intervalle: Die Oktave (C - c), die Quinte (c - g), die Quarte (g - c′), die grosse Terz (c′ - e′), die kleine Terz (e′ - g′), womit bereits der C-dur-Akkord nur durch «Ueberblasen» zum Klingen kommt.

Konzert-Flöte

Links: Block-Flöte

Will man die dazwischen liegenden Töne erhalten, so muss man die Länge des Rohres ändern. Durch Einbohren von Grifflöchern lässt sich die Luftsäule verkürzen. Je näher das ungedeckte Loch dem Anblaseloch kommt, desto höher wird der Ton. Durch Verlängerung des Rohres wird der Grundton und mit ihm die ganze Obertonreihe vertieft. Diese Verlängerung kann durch Ausziehen zweier ineinander verschobener Röhren erfolgen oder durch Einsetzen von «Stimmbögen». Das erstere Verfahren sehen wir bei der Zugposaune angewendet, das letztere bei Trompeten und Waldhörnern. Die



Fagott

Rechts: Oboe

Unten: B- und Es-Klarinette

Oberton hinauf. Sie verfügen dadurch über einen weiträumigen Tonumfang, der in der Höhe der dritten Oktave vom Grundton fast lückenlos wird. Allerdings lässt sich nur ein Teil der Obertonreihe praktisch brauchbar hervorbringen. Auf weitmensurierten Röhren sprechen besser die tiefen, auf engmensurierten besser die hohen Töne an.

Der Tonerzeugung nach zerfallen die Blasinstrumente in drei Gruppen:

1. Der Luftstrom bricht sich direkt beim Anblasen an einer scharfen Kante. Diese kann längs- oder quergerichtet zum Rohr liegen. Man nennt sie den «Aufschnitt». Beispiel: Querflöte, Schnabelflöte.

2. Der Atem bringt eine «Zunge» in Vibration; diese teilt sich der Luftsäule in der Röhre mit. Solche Zungen werden meist aus Bambusholz zugeschliffen. Beispiel: Mit einfachem «Rohrblatt» Klarinette, Saxophon, mit «Doppelrohrblatt» Oboe und Fagott.

3. Der Atem wird durch die gespannten Lippen des Bläsers in Vibration versetzt; diese teilt sich der Luftsäule mit. Zur Stütze der Lippe dient das Kesselmundstück, das, je nachdem ob es für ein hohes oder tiefes Instrument bestimmt ist, flacher oder tiefer geformt ist. Beispiel: Hörner, Trompeten, Posaunen.

In der Musikpraxis hat sich die Unterscheidung in *Holz-* und *Blechinstrumente* eingebürgert, doch trifft diese Einteilung das Wesentliche — die Art der Tonerzeugung — nicht. Im Konzertorchester zählt man zum «Holz»: Flöten, Oboen, Klarinetten, Fagotte; zum «Blech»: Hörner, Trompeten, Posaunen, Tuben.

Die *Flöten* sind asiatischen Ursprungs, wurden jedoch in Europa schon im frühen Mittelalter heimisch. In Form und Material haben sie eine lange Entwicklung hinter sich, in der sie sich in Klangfarbe, Lautstärke und virtuoser Beweglichkeit dem jeweiligen Musizierstil anpassten. (Historisch besteht ja immer eine starke Wechselwirkung zwischen Instrumentenbau und Kompositionstechnik!) Zuerst nur mit 6 Grifflöchern versehen, bekam die Flöte eine Klappe gleichsam als Verlängerung des kleinen Fingers, der das ihm bestimmte Griffloch nicht gut erreichen konnte. Klappen an Instrumenten anzubringen war eine Erfindung des 16. Jahrhunderts. Aber noch Friederich der Grosse, der ein ausgezeichneter Flötist war und für den Quantz, sein Lehrer und Hofkomponist, 300 (!) Flötenkonzerte komponiert hat, kannte nur diese einzige Klappe. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurden die Klappen vermehrt. Ein neues umwälzendes System erfand Theobald Böhm ca. 1830. Im Interesse einer gleichartigen Tonbildung baute er die Flöte, die bis dahin verkehrt konisch d. h. am Blasende weiter als am Mundstück war, in zylinderischer, also im Durchmesser gleichbleibender Form. Ihr Ton wurde offener und

Instrumente aus Holz (Flöten, Oboen, Klarinetten, Fagotte) begnügen sich mit dem Ueberblasen in den zweiten Oberton (die Oktave) oder dritten Oberton (die Duodezine) und bringen die zwischenliegenden Töne durch Grifflöcher und Klappen hervor. Die Instrumente aus Blech dagegen, deren Rohrlänge die der Holzinstrumente um ein Mehrfaches übertrifft (man beachte die vielen Windungen eines Waldhorns), ermöglichen ein Ueberblasen bis zum 12. ja sogar 16.

Oben: Waldhorn

Mitte: Piccolo-Flöte

Unten:
Bariton- und Tenorhorn

schärfer. Statt dem früher üblichen schwarzen, harten Grenadillholz aus Ostindien nahm er Metall (Silber, Neusilber). Neben Holz hatte das 18. Jahrhundert für sein Modeinstrument auch Elfenbein, sogar Glas verwendet. Dort wo die Flöte im Orchester (wo sie, wie die übrigen Holzblaseinstrumente doppelt vertreten ist), in der Höhe nicht mehr weiter kann, setzt ihr kleiner Bruder, *Flauto-piccolo*, ein, sehr beweglich und schrill, in seinen höchsten Lagen das stärkste Orchester übertönend.

Leitet sich der Name Flöte (frz. flûte, ital. flauto) vom lateinischen flatus = Hauch ab, so bedeutet *Oboe:* hohes Holz (frz. hautbois). Ihr Vorfahr ist die Hirtenschalmei (der griechische «Aulos»). Im Mittelalter entwickelte sich daraus der schlanke, in allen Grössen gebaute «Bomhart» oder «Pommer» (der Name ist korrumpiert aus dem französischen Bombarde = Donnerbüchse). Ende des 17. Jahrhunderts bildete sich daraus in Frankreich die moderne Oboe, die den trichterförmigen Schallkörper, der den scharfen schalmeiartigen Klang verursachte, in das den Klang mildernde Schallstück umgeformt hat. Ihre Schwestern sind die von Bach viel verwendete *Oboe d'amore*, milder und dunkler im Klang, und das *Englischhorn*, eine Alt-Oboe.

Gleich wie die Oboen hat sich auch das *Fagott* aus der Bomhartfamilie entwickelt. Das unbequem lange Rohr wurde in zwei Teile geknickt; daher sein Name il fagotto = das Bündel. Das Doppelrohrblatt, grösser als bei der Oboe, ist mit dem rötlichbraunen leichten Ahornholzrohr durch ein gebogenes Metallröhrchen, dem «S» verbunden.

Aus einem primitiven Volksinstrument, dem «Chalumeau» hervorgegangen, hat die *Klarinette* erst Ende des 17. Jahrhunderts in die Kunstmusik Eingang gefunden. Mozart liebte dieses Instrument sehr, hatte er doch eines seiner schönsten Konzerte dafür geschrieben und es auch kammermusikalisch bedacht. Die Klarinette wird heute hauptsächlich in drei Stimmungen verwendet. In C, B und A, d. h., dass die Grundtonleitern C-, B- und A-dur sind. Die Bauart ist die gleiche, die Griffe bleiben gleich, nur klingt der Griff C, der auf der C-Klarinette mit dem Klang identisch ist, auf der B-Klarinette einen Ganzton und auf der A-Klarinette anderthalb Töne tiefer. Das C-Instrument wird wegen seines scharfen Klanges im symphonischen Orchester und in der Kammermusik vermieden. Das B-Instrument wird mit Vorteil in B-Tonarten, das A-Instrument in Kreuz-Tonarten verwendet. In der «Zauberflöte» und im «Requiem» schreibt Mozart für das heute nicht mehr gebräuchliche *Bassethorn*, eine Alt-Klarinette, die eine Quinte tiefer steht. Die *Bass-Klarinette*, eine Oktave tiefer stehend, ist, ebenso wie das *Kontra-Fagott* bei den Fagotten, das Bassinstrument der Familie.

Zu erwähnen sind noch die tabakpfeifenförmigen *Saxophone*, weitmensurierte, metallene Klarinetten-Instrumente, nach ihrem Erfinder dem belgischen Instrumentenbauer Adolphe Sax benannt, die jedoch nur spärlich in der Kunstmusik anzutreffen sind. (Bizet: «Arlesienne-Suite», Ravel: «Bolero», Rich.

Strauss: «Symphonia domestica», Gershwin: «Rhapsodie in Blue» usw.).

Die Urform der *Blechinstrumente* waren Muschel- und Tierhörner, auch ausgehöhlte Tierzähne. Später wurden sie aus Metall nachgeformt. In Schweden und Dänemark fand man bei Ausgrabungen mächtige «Luren» aus Bronze, in reicher Ausschmückung, die noch heute spielbar sind. Sie klingen schmetternd wie eine Posaune. Die *Trompete*, das in Asien den Priestern und Fürsten vorbehaltene Tonwerkzeug, kam zur Zeit der Kreuzzüge als Siegesbeute ins Abendland. Hier behielt sie ihre bevorzugte Stellung. Die mit Standartentüchern behangene «Busine» wurde zum Signalinstrument des Hofes. In verschiedenen Grössen gebaut, wurde die grosse Form «Busune» genannt, woher unser heutiges Wort Posaune stammt. Eine hochstehende Technik, die Kunst des «Clarine-blasens» im 17. und 18. Jahrhundert ermöglichte die Diatonisierung ohne Zuhilfenahme von Klappen oder Ventilen. Bach und Händel schrieben schwierige Partien für diese hohen Naturtrompeten. Die «Waldhörner», im 17. Jahrhundert aus dem kreisrunden Jagdhorn entstanden, seit der Romantik im Orchester unersetzlich geworden, suchten fehlende Töne zuerst durch das sogenannte «Stopfen» zu erreichen, das ist das Einführen der geballten rechten Faust in den breit ausladenden Oeffnungstrichter, die «Stürze», wodurch die Tonhöhe wohl einen halben oder ganzen Ton erniedrigt werden konnte jedoch sehr auf Kosten der Klangqualität. Erst die feste Verbindung mehrerer Stimmbogen und ihre durch einen geeigneten Mechanismus, dem «Ventil», ermöglichte Einbeziehung der dadurch erhaltenen Obertonreihen, ergab eine lückenlose Tonreihe, wie sie unsere heutigen Instrumente aufweisen. Die Erfindung des Ventils fällt in das 2. Viertel des 19. Jahrhunderts. In den romanischen Ländern wird hauptsächlich das «Pumpventil», auch «piston», genannt verwendet, im deutschen Gebiet das «Zylinder»- oder «Dreh»-Ventil. Bis dahin war es für die Komponisten ein Geduldspiel, mit zwei Hörnerpaaren verschiedener Stimmung einen brauchbaren vierstimmigen Satz ohne zu grosse Einschränkung der melodischen Bewegungsfreiheit zu bilden. (Webers «Freischütz»-Ouverture!)

Der jedem Blasinstrument eigentümliche Klang ist ebenso schwer zu beschreiben als mit Worten ein Bild zu schildern ist. Dem quecksilbrig beweglichen, auf den kleinsten Hauch reagierenden, körperlosen Flötenton gegenüber hat die Oboe etwas pastorales, idyllisches an sich; ihr Ton ist leicht näselnd; kindlich offene Heiterkeit, aber auch edle Trauer sind ihrem Klange eigen. Die Klarinette hat entsprechend ihren Höhenlagen verschiedene Klangregister. In der Tiefe hohl gespenstig, geheimnisvoll, in der Mittellage hell, glänzend, von grosser Ausdruckskraft, das höchste Register scharf und, wenn es nicht gut geblasen wird, unedel im Ton. Von gleicher Beweglichkeit, doch gänzlich anderer Klangfarbe ist das Fagott. Es ist der Spassmacher, der besonders in den mühseligen dünnen hohen Lagen und den in keinem Verhältnis dazu stehenden fetten Basstönen die Möglichkeit für groteske Kombinationen hat. Und doch, wie schön weiss Mozart ihm sanfte Wehmut zu entlocken! Die helle, heroische Trompete, die feierliche Posaune, das alle Wundergärten der Romantik herbeizaubernde Waldhorn, alle die Blasinstrumente von denen hier kurz berichtet worden ist, sie haben ihre eigene Klangwelt. Aber nicht nur die Entfaltungsmöglichkeiten im Orchester, sondern auch

Trompete und Flügelhorn

Mitte: Bass (Tuba)

Unten: Posaunen

eine von den grossen Tonmeistern mit Perlen bedachte Kammermusik steht ihnen offen. Dass sie so selten zum lebendigen Klingen gebracht wird, liegt nur darin, dass unser häusliches Musizieren so verarmt ist.

Hans Rogner, Zürich.

Onkel Leverkühns Instrumentenmagazin

Das Magazin in den Räumen des Halbgeschosses, aus denen oft, in den verschiedensten Klangfarben, ein solches durch die Oktaven laufendes Probieren erscholl, bot einen herrlichen, lockenden, ich möchte sagen: kulturell bezaubernden Anblick, der die akustische Phantasie zu einem gewissen inneren Brausen aufregte. Mit Ausnahme des Klaviers, das Adrians Pflegevater der Spezial-Industrie überliess, war dort alles ausgebreitet, was da klingt und singt, was näselt, schmettert, brummt, rasselt und dröhnt, — und übrigens war auch das Tasteninstrument, in Gestalt des lieblichen Glockenklaviers, der Celeste, immer vertreten. Es hingen da hinter Glas, oder lagen in Kästen gebettet, die wie Mumiensärge nach der Gestalt des Bewohners geformt waren, die reizenden Geigen, bald gelber, bald brauner gelackt, die schlanken, am Griffe silberumsponnenen Bögen in den Haltern der Deckel verwahrt, — italienische, deren reine Wohlgestalt dem Kenner ihre cremonesische Herkunft verraten mochte, aber auch Tiroler, niederländische, sächsische, Mittenwalder und solche aus Leverkühns eigener Werkstatt. Das gesangreiche Cello, das seine vollendete Form dem Antonio Stradivari verdankt, war reihenweise vorhanden, aber auch seine Vorgängerin, die sechssaitige Viola da gamba, die in älteren Werken noch neben ihm zu Ehren kommt, war hier, wie die Bratsche und das andere Geschwister der Geige, die Viola alta, immer zu finden, wie denn auch meine eigene Viola d'amore, auf deren sieben Saiten ich mich mein Leben lang ergangen habe, aus der Parochialstrasse stammt. Sie war ein Geschenk meiner Eltern zu meiner Konfirmation.

Da lehnte, in mehreren Exemplaren, das Violone, die Riesengeige, der schwer bewegliche Kontrabass, majestätischer Recitative fähig, dessen Pizzicato klangvoller ist als der gestimmte Paukenschlag, und dem man den verschleierten Zauber seiner Flageolett-Töne nicht zutrauen sollte. Und ebenfalls wiederholt war sein Gegenstück unter den Holz-Blasinstrumenten vorhanden, das Kontrafagott, sechzehnfüssig wie jenes, das heisst: um acht Töne tiefer klingend, als seine Noten angeben, mächtig die Bässe verstärkend, gebaut in den doppelten Dimensionen seines kleineren Bruders, des scherzosen Fagotts, das ich so nenne, weil es ein Bass-Instrument ist ohne rechte Bassgewalt, eigentümlich schwächlich von Klang, meckernd, karikaturistisch. Wie hübsch war es doch mit seinem gewundenen Anblaserohr, blitzend im Schmuck seiner Klappen- und Hebelmechanik! Welch reizender Anblick überhaupt, dies Heer der Schalmeien im weither entwickelten Hochstande ihrer technischen Ausbildung, den Trieb des Virtuosen auffordernd in jeder ihrer Formen: als bukolische Oboe, als Englisches Horn, das sich auf traurige Weisen versteht, als klappenreiche Klarinette, welche im tiefen Chalumeau-Register so geisterhaft düster lauten, höher hinauf aber im Silberglanz blühenden Wohlklangs erstrahlen kann, als Bassethorn und Bassklarinette.

Sie alle, in Sammet ruhend, boten sich an in Oheim Leverkühns Fundus, dazu die Querflöte in verschiedenen Systemen und verschiedener Ausführung, aus Buchsbaum-, Grenadil- oder Ebenholz, mit elfenbeinernen Kopfstücken oder ganz aus Silber gebaut, nebst ihrer schrillen Verwandten, der Piccolo-Flöte, die im Orchester-Tutti durchdringend die Höhe zu halten und im Irrlichter-Reigen, im Feuerzauber zu tanzen weiss. Und nun erst der schimmernde Chor der Blechinstrumente von der schmucken Trompete, der man das helle Signal, das kecke Lied, die schmelzende Kantilene mit Augen ansieht, über den Liebling der Romantik, das verwickelte Ventilhorn, die schlanke und mächtige Zugposaune und das Cornet à pistons bis zu der gründenden Schwere der grossen Basstuba. Selbst museale Raritäten dieses Gebiets, etwa ein Paar schön gewundener, gleich Stierhörnern nach rechts und links gedrehter bronzener Luren, waren meistens in Leverkühns Magazin zu finden. Aber mit Knabenaugen gesehen, wie ich es heute in der Erinnerung wieder sehe, war das Lustigste, Herrlichste darin die umfassende Ausstellung von Schlagwerkzeugen, — eben weil Dinge, deren Bekanntschaft man früh unterm Weihnachtsbaum als Spielzeug und leichtes Traumgut der Kindheit gemacht hat, sich hier in würdig-gediegenster Ausführung, erwachsenen Zwekken dienend, dem Auge darboten. Die Wirbeltrommel, wie anders sah sie hier aus, als das schnell vernützte Ding aus buntem Holz, Pergament und Bindfaden, das wir als Sechsjährige gerührt! Sie war nicht zum Umhängen gemacht. Das untere Fell mit Darmsaiten bespannt, war sie zum Orchestergebrauch in handlich schräger Stellung auf dreibeinigem Metallstativ festgeschraubt, und einladend staken die hölzernen Stöcke, auch vornehmer als die unseren, in seitlichen Ringen. Da war das Glockenspiel, auf dessen kindlicher Form wir wohl «Kommt ein Vogel geflogen» tes Traumgut der Kindheit gemacht hatte, sich hier in elegantem Verschluss-Kasten, in doppelter Folge und frei zum Schwingen auf Schwerleisten liegend, die peinlich abgestimmten Metallplatten, zu deren melodischem Anschlag zierlichste Stahlhämmerchen, verwahrt im gefütterten Deckel-Innern, bestimmt waren. Das Xylophon, das gemacht scheint, dem Ohre den Friedhofstanz von Gerippen in mitternächtlicher Freistunde einzubilden, hier war es in vielstäbiger Chromatik. Der beschlagene Riesenzylinder der grossen Trommel war da, deren Fell ein filzgepolsterter Klöppel erdröhnen lässt, und die kupferne Kesselpauke, von der noch Berlioz sechzehn Stück in seinem Orchester aufbaute, — er kannte sie nicht, wie Nikolaus Leverkühn sie führte, als Maschinenpauke, die der Ausübende leicht mit einem Griff der Hand dem Tonartenwechsel sich anpassen lässt. Wie weiss ich noch den Bubenunfug, den wir versuchend damit anstellten, indem wir, Adrian oder ich — nein, nur ich war es wohl — die Klöppel auf dem Fell wirbeln liessen, während der gute Luca die Stimmung auf- oder abwärts verstellte, so dass das sonderbarste Glissando, ein Gleitgepolter sich ergab! — Auch die so merkwürdigen Becken nehme man noch hinzu, die nur Chinesen und Türken zu verfertigen verstehen, weil sie das Geheimnis hüten, wie man glühende Bronze hämmert, und deren Innenflächen der Handhabende nach dem Schlage hoch im Triumphe gegen

das Auditorium hält; das dröhnende Tamtam, das zigeunerische Tamburin, den unterm Stahlstab hell aufklingenden Triangel mit seinem offenen Winkel; die Zimbeln von heute, die gehöhlten, in der Hand knackenden Castagnetten. Man sehe all diese ernsthafte Lustbarkeit überragt von der goldenen Pracht-Architektur der Erardschen Pedalharfe, und man wird die magische Anziehungskraft begreifen, die des Oheims Handelsräume, dies Paradies schweigenden, aber in hundert Formen sich ankündigenden Wohllauts auf uns Knaben ausübte.

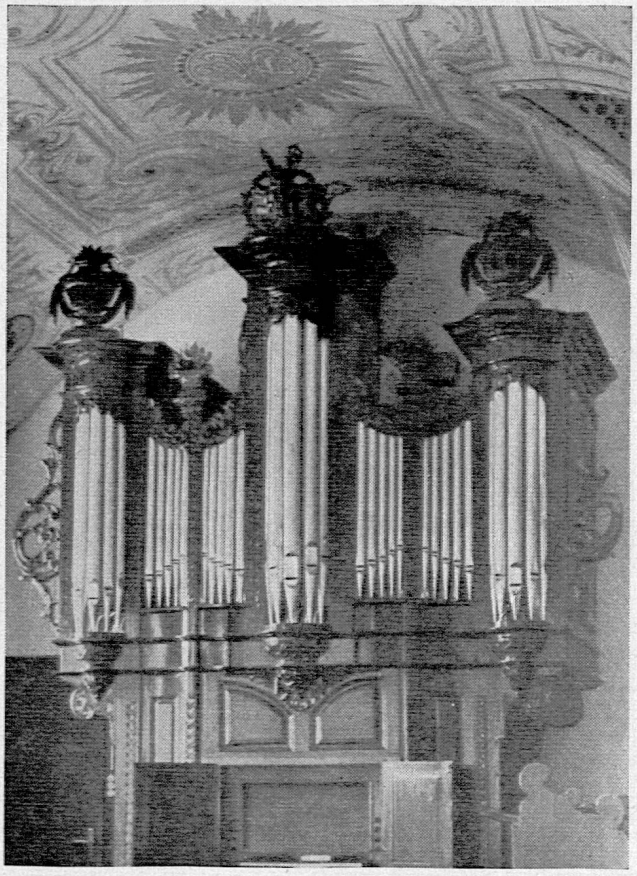
Thomas Mann *)

Die Orgel und ihre Meister

Die Orgel, eines der ältesten Musikinstrumente, hat im Laufe der Jahrhunderte manche Aenderung in bezug auf Klangcharakter und — da sie sich stets dem Raume anzupassen hat — Gestalt durchgemacht. Als «zusammengestellter Klangkörper» — sie besteht aus einzelnen Registern — ist ihr Charakter durch neu hinzukommende Register (oder Stimmen) oft einschneidend geändert worden.

Das älteste Register ist die sogenannte «Orgelflöte». Fast ebenso alt ist die «Gedecktflöte». Gedeckte Register nennt man diejenigen, die oben verschlossene Pfeifen besitzen. Der Klang einer gedeckten Pfeife ist um eine Oktave tiefer als derjenige einer gleichlangen offenen. Die Länge einer offenen Orgelpfeife, die den Normalton — gleiche Höhe wie der Ton des Klaviers oder der menschlichen Stimme — hervorbringt, beträgt 8 Fuss (8'). Pfeifen von doppelter Länge klingen um eine, Pfeifen von vierfacher Länge um zwei Oktaven tiefer (16' und 32'). Diese Register dienen besonders dazu, die Basslinie zu verdeutlichen und werden darum vor allem im Pedal gebaut. Pfeifen von halber Länge (4') erzeugen einen um eine Oktave höhern Ton usw. Bei jedem Register steht daher seine Fusszahl angezeichnet. Im weitern ist man dazu übergegangen, die Obertöne künstlich zu verstärken, um den an sich starren Orgelklang zu beleben. Auf diese Weise entstanden die sogenannten Aliquotstimmen (Quinten, Terzen, 5⅓', 2⅔', 1⅗' usw.) und die Mixturen (= gemischte Stimmen), die aus Quinten und Oktaven (z. B. 2⅔' + 2' + 1⅓') bestehen. Statt einer einzigen Pfeife erklingen bei einer Mixtur gleich mehrere von ungleicher Länge.

Durch fortwährende Versuche der Orgelbauer an den Pfeifen durch Aenderung ihrer Mensur (Verhältnis von Pfeifenlänge zum Durchmesser, Verhältnis des Aufschnitts zum Labium) und durch Verwendung von verschiedenem Material werden die Register immer mehr differenziert. Die ganze Registerfamilie kann man in zwei Hauptgruppen einteilen, nämlich in 1. labiale Register und 2. Zungenregister. Bei den ersten strömt die Luft, die vom Gebläse her durch die Windkanäle zu den Windladen geführt wird — beim Niederdruck einer Taste — durch den auf der Windlade sitzenden Pfeifenfuss am Labium (Lippe) der Pfeife vorbei und versetzt den Pfeifenkörper in Schwingung, bei den Zungenstimmen werden elastische Metallplättchen zum Schwingen gebracht. Die Labialstimmen machen den eigentlichen klanglichen

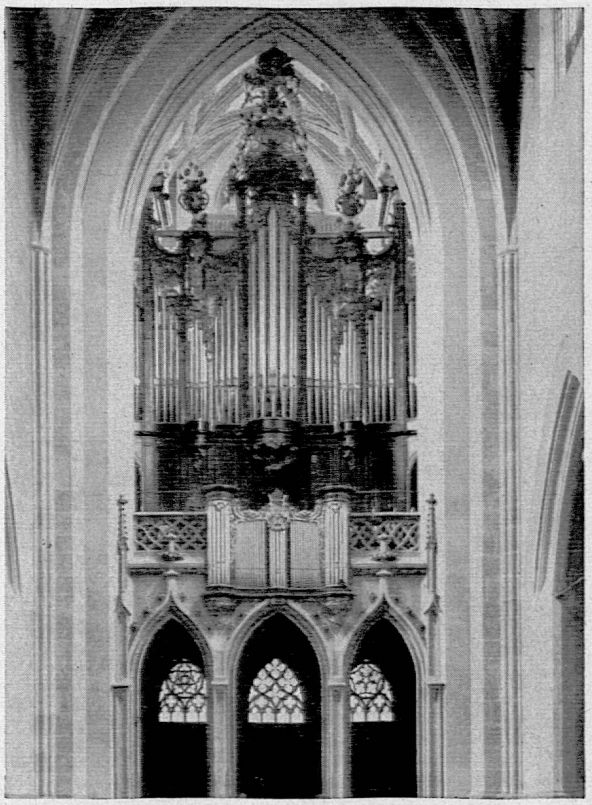


Gnadenthal (Aargau)

Kern der Orgel aus. Zu ihnen gehören die Flötenregister, mit weiter Mensur und vollem Klang, die Prinzipale mit mittlerer Mensur, die Streicher mit enger Mensur und schärferem Klang, und endlich die Gedecktregister. Die Streicher wurden besonders im letzten Jahrhundert als Nachahmung der entsprechenden Orchesterinstrumente kultiviert. Genau gleich sind in der Renaissance die Bläser nachgebildet worden. Sogar den Klang der menschlichen Stimme versucht man in einem Register, der «vox humana», zu imitieren. Zu den Zungenregistern gehören Stimmen wie Posaune, Trompete, Clairon, Oboe, Fagott usw.

Die einzelnen Register sind auf die Manuale und das Pedal verteilt. Eine Orgel besitzt je nach ihrer Grösse zwei bis vier, in Ausnahmefällen auch fünf Manuale. Beim Bau einer Orgel wird darauf geachtet, dass jedes Manual und das Pedal eine klangliche Einheit von ausgeprägtem Charakter darstellt. Die Manual- und Pedalkopplungen ermöglichen, dass die Register des III. Manuals auch auf dem II. oder ersten bzw. im Pedal erklingen. Rollschweller und Echoschweller sorgen für die Möglichkeit des Crescendos und Decrescendos, der erstere, indem er ein Register nach dem andern ein- bzw. ausschaltet, der zweite, indem er den Kasten öffnet und schliesst, in welchem die Register des III. oder II. Manuals stehen. Die freien Kombinationen gestatten dem Organisten, eine oder mehrere Registrierungen vor dem Spielen vorzubereiten und während des Spiels zu wechseln, ohne dass er unterbrechen muss. Grosse Orgelbauer, wie z. B. Gottfried Silbermann, der Zeitgenosse Bachs, und später etwa noch der Franzose Cavaillé-Col haben Werke von idealer Klangschönheit geschaffen, die bis heute in ihrer Art unerreicht sind. Sie haben dem

*) Mit freundlicher Erlaubnis des Bermann-Fischer-Verlages abgedruckt aus Thomas Manns: *Doktor Faustus*, Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn, erzählt von einem Freunde (S. 63—67).



Berner Münster

Wesen der Orgel, das darin besteht, dass die einzelnen Registergruppen aufeinander organisch abgestimmt sind, in vorbildlicher Weise Rechnung getragen.

Die Hauptwerke der Orgelliteratur

Die frühesten Werke der deutschen Orgelliteratur von Komponisten wie Buchner, Baumann, Schlick, Hofhainer, Kotter u. a. besitzen höchstens historischen Wert. Sie stehen noch gänzlich unter dem Einfluss der Vokalmusik, da ja die allerersten Orgelkompositionen recht eigentlich Uebertragungen von Chorstücken auf die Orgel darstellen. Selbständigkeitswert kann erst den Werken von G. Frescobaldi (1583—1643) und J. P. Sweelinck (1562—1621) zugesprochen werden. In Frescobaldi haben wir den Gipfelpunkt der musikalischen Renaissance vor uns. Seine Fantasien, Canzonen, Ricercari und Toccaten wirken auch heute noch unmittelbar auf den Hörer. Bei Sweelinck, dem «deutschen Organistenmacher», wie er entsprechend seinem Einfluss auf die norddeutsche Organistenschule auch genannt wird, verbinden sich italienische Einflüsse mit denen der englischen Virginalisten und lassen ihn für die nord- und mitteldeutsche Orgelschule richtungweisend werden. Die letztgenannte erhält in Samuel Scheidt aus Halle (1587—1654) ihren wichtigsten Vertreter. Scheidt, Schüler Sweelincks, erfasste schon alle Möglichkeiten der Choralbearbeitung. Als wichtigste Meister vor Bach sind ferner zu nennen: Johann Pachelbel (1653 bis 1707), der süddeutsche Orgelkomponist, der in seinen Choralfugen (aneinandergereihte Fugen über die einzelnen Zeilen des Chorals) Praeludien und anderen Werken Bedeutendes schuf. Georg Böhm (1661—1773), mit seinen kolorierten Chorälen (er löste die Choralmelodie in einzelne Arabesken auf), und endlich als der künstlerisch wohl bedeutendste, Dietrich Buxtehude (1637—1707). Er, der Führer der norddeutschen Schule, schuf in seinen Choralfantasien und besonders in seinen Praeludien und Fugen, der Passacaglia und den Chaconnen, Werke, die unverkennbar den Stempel der Genialität tragen. Seine Kompositionen sind dramatisch aufgebaut, dabei harmonisch und kontrapunktisch oft überraschend kühn erfunden. Den Höhepunkt der ganzen Entwicklung finden wir in den Werken von J. S. Bach (1685 bis 1750), denen nichts auch nur annähernd Gleichwertiges zur Seite gestellt werden kann. Seine Orgelkompositionen sind die Erfüllung all dessen, worauf die Meister vor ihm hingewiesen haben, mag es sich dann um die Choralbearbeitungen — erst Bach hat ihren Textinhalt musikalisch zum Ausdruck gebracht — oder um die grossen freien Orgelwerke handeln, die zu den erhabendsten Werken der gesamten Tonkunst zählen.

Die Klassik und die Romantik war der Orgelkomposition wenig günstig, das Orchester hat die Orgel aus dem Mittelpunkt des Interesses verdrängt. Darüber täuschen auch die wenigen Werke von Mendelssohn, Schumann, Brahms u. a. nicht hinweg. Einzig in Cäsar Franck (1822—1890) hatte das 19. Jahrhundert einen spezifischen Orgelkomponisten von Format, der in seinen Werken sogar die Prinzipien der symphonischen Dichtung mit Erfolg auf die Orgel übertrug. Ein Orgelkomponist grossen Stils erstand dann in Max Reger (1873—1916), dessen Choralfantasien, Phantasie und Fuge über Bach, Toccaten, Praeludien und Fugen die Orgelliteratur entscheidend bereichern. Mit ihm stehen wir an der Schwelle der Gegenwart.

Erich Vollenwyder, Zürich.

Unser Titelbild

Die Orgel der Klosterkirche Rheinau

Das Werk mit 40 klingenden Registern wurde in den Jahren 1701—05 von Christoph Leu aus Augsburg erstellt und 1941/42 vom Kanton Zürich im Sinne des ursprünglichen Bauplanes renoviert. Sowohl das Orgelwerk wie der Orgelprospekt erfuhren eine gründliche Erneuerung, so dass dieses für seinen Landesteil einzigartige Instrument heute wieder so singend, sprechend, edel und dem wunderbaren Kirchenraum angemessen zu musizieren vermag, wie vor zwei Jahrhunderten *).

Das Kloster Rheinau, unvergleichlich schön auf einer Rheininsel gelegen, wurde ums Jahr 900 gegründet. Die heutige Klosterkirche, in der Hauptsache ein Bau des Barock, wurde von Franz Beer aus dem Bregenzerwald zu Anfang des 18. Jahrhunderts errichtet. Seit der Säkularisation anno 1862 beherbergen die Gebäulichkeiten eine Heil- und Pflegeanstalt. *

Mitteilung der Redaktion

Die Redaktion dankt den Firmen Hug, Jecklin, dem kantonal-zürcherischen Musikverein, den Orgelbaufirmen Kuhn, Männedorf, und Metzler, Dietikon, der schweiz. Gesellschaft Erwerbshilfe und der Schweiz. Bauzeitung für die freundliche Ueberlassung von Clichés. *

*) Nach R. Nieberl: «Rheinau». Buchdruckerei Frei, Horgen.

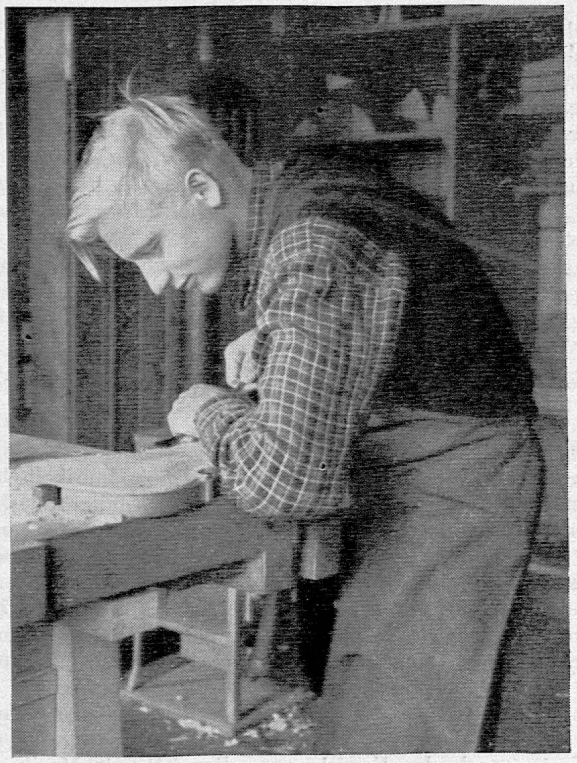
Lob der Schweizergeige

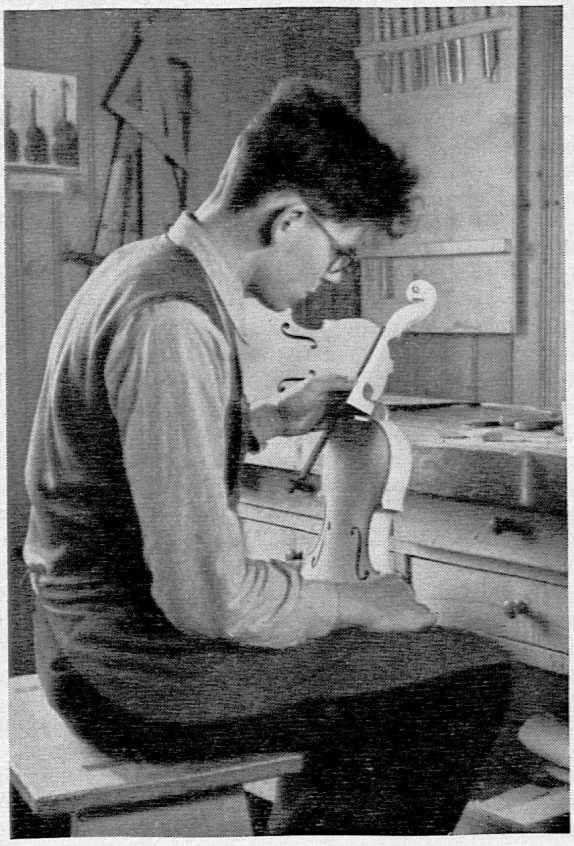
Gibt es denn die «Schweizergeige»? So wird man nicht nur im Ausland, sondern auch bei uns gefragt. Viele erinnern sich zwar daran, dass an der letzten Landesausstellung in Zürich auch eine kleine Werkstatt zu sehen war, in welcher ein Geigenbauer an einem Instrument arbeitete und bereitwillig den Werdegang einer Geige anschaulich machte. Die rund ein Dutzend damals in der Schweiz tätigen Meister kamen abwechselnd dazu, ihr edles Kunsthandwerk zu zeigen. Und viele Besucher machten sich Gedanken über die Frage: Warum gibt es denn in der Schweiz nicht eine Geigenbau-«Industrie»? Das Erstaunen wuchs, wenn gesagt werden durfte, dass wir in der Schweiz ja bestes Klangholz in alten Bergtannen und im Bergahorn in reicher Fülle zur Verfügung hätten, dass anderseits im Schnitzlergewerbe in einigen Bergkantonen eine jahrhundertalte Tradition in der Feinbearbeitung von Holz geschaffen worden und weltbekannt ist.

Woran also liegt es, dass gerade der Geigenbau bei uns nicht aufkam, obwohl seit mehr als hundert Jahren einzelne tüchtige Einheimische und zugewanderte Meister ihr Glück versuchten? Sind die Schweizer unmusikalisch? Wäre nicht genug Absatz vorhanden? Aber essen wir denn alle in der Schweiz produzierte Schokolade selber und den Schweizer Käse? Sind nicht auch die Uhrenindustrie und Grossmaschinenwerke vor allem durch den Export das geworden, was sie heute sind? Warum sollten Schweizer nicht auch weltbekannte Qualitätsarbeiter auf dem Gebiete des Geigenbaues werden können?

Das Studium dieser und vieler anderer Fragen noch, hat nun dazu geführt, im Jahre 1943 einen «Verein der Freunde der Schweizergeige» zu gründen, dem heute rund 250 Mitglieder angehören. Er stellt sich hauptsächlich folgende Aufgaben:

Unterstützung aller Bestrebungen, die der Förderung des Saiteninstrumenten-Spiels und im weitern des häuslichen Musizierens dienen; Gewinnung der Lehrerschaft für das Geigenspiel dadurch, dass schon den Seminaristen und den Konservatoriumsschülern handgemachte Geigen zu billigem Preise an Stelle der importierten sogenannten «Schülergeigen», die nicht klingen, und darum nie Freude machen können, in die Hand zu geben. Schaffung und Betrieb einer kleinen Geigenbauschule. Schaffung einer auf streng kaufmännischer Basis





arbeitenden Industrie für die Herstellung von Saiteninstrumenten, hauptsächlich für den Export. Veranstaltung von Künstlerkonzerten auf Schweizerinstrumenten usw.

Von diesen Aufgaben wurde nun zunächst die Schaffung der Geigenbauschule an die Hand genommen; sie besteht seit 1944 in Brienz und hat bereits die zwei ersten Lehrlinge in diesem Frühling als Jung-Gesellen nach strenger Prüfung ins Leben hinausstellen dürfen. — Im ferneren wurde im In- und Auslande manches getan zur Propaganda für die Schweizer Geige, wobei immer auch die wenigen in der Schweiz heute tätigen Meister mit einbezogen wurden.

Was bis heute aber nicht möglich war, das ist die Schaffung einer «Industrie», obwohl gerade in den letzten Jahren für unsere liebe Schweiz sich eine wohl nicht so bald wiederkehrende Gelegenheit geboten hätte, auf den Weltmarkt zu gelangen. Bis zum letzten Weltkriege war es neben Frankreich und Italien vor allem Deutschland gewesen, das den Weltmarkt mit Saiteninstrumenten belieferte, von den sogenannten «Fabrikschachteln» mindester Qualität bis zu vollwertigen «Meistergeigen». Der Krieg hat auch diese Industrie hinweggefegt, aber eine Anzahl bester Könner und Kenner, namentlich Sudetendeutsche, wären als erfahrene Organisatoren des Instrumentenbaues und des Weltexportes nur zu gerne in die Schweiz gekommen. Dem stand und steht noch die Angst eines kleinen Kreises von Geigenbauern und namentlich von Grosshändlern entgegen, dass eine solche Konkurrenz den ja nie auf einen grünen Zweig gelangten einheimischen Geigenbau und den Handel mit «alten» und alten Instrumenten schwer gefährden würde.

Wird es noch möglich sein, die massgebenden Kreise und Behörden davon zu überzeugen, dass diese Befürchtung grundlos ist, dass im Gegenteil ein neuer Erwerbszweig in unserem so sehr auf den Export von Qualitätsarbeitsprodukten angewiesenen Lande aufblühen und reiche Frucht tragen kann. Denn der Geigenbau eignet sich in vorzüglicher Weise zur Arbeitsteilung, zur Heranziehung von für Teilherstellung angelernter Schnitzler im Sinne der Heimindustrie. Wird nicht ein anderes Land die einmalige Konjunktur auswerten und dann bei uns das herrliche Rohmaterial beziehen?

Es wäre undankbar, diese wenigen Ausführungen mit solch sorgenvollen Fragen zu schliessen, ohne doch auch darauf hinzuweisen, dass wir viele Freunde der Schweizer Geige haben finden dürfen. Ihnen möchten wir herzlich danken. Danken möchten wir auch dem Berner Regierungsrat, insbesondere dem über seinen Kanton hinaus als nimmermüden Anreger einer

Fortentwicklung mehrerer Zweige des Kunsthandwerks bekannt gewordenen Herrn Regierungsrat Dr. M. Gafner. Seinem unentwegten Eintreten für unsere Sache ist es zu verdanken, dass die Geigenbauschule in Brienz hat geschaffen werden können.

Wir danken auch der schweizerischen Lehrerschaft für alles, was sie zur Förderung der Hausmusik getan hat. Möchte sie uns durch Bekundung ihres wachsenden Interesses helfen, einer guten, kulturell mehr noch als wirtschaftlich guten Sache unentwegt weiter dienen zu dürfen.

Heinrich Hanselmann, Zürich-Ascona.

Die Schallplatte im Dienst der Musikerziehung

Der Mensch unseres mechanistischen Zeitalters sieht sich täglich der Möglichkeit gegenübergestellt, mit musikalischen Darbietungen aller Provenienzen, aller Stilarten, aller Epochen sich auseinandersetzen zu müssen. Ob dieser nie versiegende Strom von guter, ja bester Musik auf gleichgültige Ablehnung oder auf willige Ohren stosse, wird sich auf die Dauer zur entscheidenden Frage unserer Musikerziehung gestalten. Zur rechten Zeit hat darum eine weit ausgreifende Entwicklung des Schulgesanges eingesetzt, der berufen ist, immer weitere Kreise einem allgemeinen Musikinteresse zugänglich zu machen. Doch wird diese Entwicklung nicht bei der Schule stehen bleiben dürfen, sondern wird ausgreifen müssen auf alle Kreise, auch der Erwachsenen, die sich mit Musik beschäftigen und ihren tiefern Werten zugänglich sind. Als neues Hilfsmittel zur Förderung solcher Bestrebungen stellen der *Eidg. Sängerverein und die Arbeitsgemeinschaft der Schweizer Sänger* ihren Chören und den obern Schulstufen ein eben in Druck gehendes, neues Werk zur Verfügung: «*Die Schallplatte als Mittel zur Einführung in Musikgeschichte und elementare Formenlehre.*» Es ist dies eine Gemeinschaftsarbeit von Musikwissenschaftern, Musikpädagogen und schaffenden Musikern, von denen jeder die seinem Spezialgebiet entsprechende Epoche darstellt.

Der *Gregorianische Choral*, als älteste Schöpfung der abendländischen Musik, erfährt durch Prior *P. Pirmin Vetter*, vorm. regens chori des Stiftes Einsiedeln, eine prägnante, die wesentlichen Züge seiner Geschichte, seiner formalen Struktur klar herausarbeitende Beleuchtung, die durch zahlreiche Notenbeispiele und Analyse mehrerer auf Schallplatten festgehaltenen Choralgesänge einprägsam veranschaulicht wird.

Als neben der griechischen Philosophie einzige wirklich originale schöpferische Leistung des Abendlandes wird die *Mehrstimmigkeit* bezeichnet, die auf Grund ausgedehnter Spezialstudien von Dr. *Hermann Leeb* behandelt wird. Authentische Notenbeispiele von 1240 an sowie spezielle Neuaufnahmen typischer Vertreter dieser Entwicklung erlauben, den historischen Vorgang genau zu überblicken, der im Radioprogramm allerdings nur ausnahmsweise in Erscheinung tritt. Als Plattenbeispiele verwendet dieser Abschnitt Vokales und Instrumentales von Fornsete, Newsiedler, Lassus, Senfl, Molinari und Palestrina.

Die Musik des *Barockzeitalters*, von der Seminarmusiklehrer *W. S. Huber* aus umfassender Kenntnis heraus ein lükkenloses Bild entwirft, nimmt im ganzen Werk den breitesten Raum ein. Und dies mit Recht: denn einerseits erlaubt das in zwei Jahrhunderten erkämpfte Gleichgewicht der harmonischen und poyphonen Technik nun den vollendeten Ausdruck aller geistigen Inhalte, anderseits verlangen die machtvollen geistigen Strömungen und das grossartige Gesellschaftsleben des 18. Jahrhunderts eine Fülle neuer Formen: Suite, Concerto grosso, Kantate und Oratorium und die aus Italien herüberwirkende Oper. Selbstverständlich beherrscht das Dreigestirn Schütz, Bach und Händel die Szene; die Gründlichkeit der formalen und thematischen Analyse entspricht auch dem breiten Raum, den die Musik des Barocks in der heutigen Musikübung beansprucht.

Die Darstellung des *klassischen Zeitalters* der Musikentwicklung hingegen durfte wohl darauf Bedacht nehmen, dass der Geist dieser Epoche unserem Bewusstsein am nächsten steht, uns allen, vielleicht mit Ausnahme der allerjüngsten Generation, als *die* Musik allgegenwärtig ist. Die Aufgabe des Verfassers dieses Abschnittes, Seminarmusiklehrer *Willy Lüthi*, bestand somit darin, die Baugesetze der tragenden Formen: Sonate, Instrumentalkonzert, Streichquartett und Symphonie an typischen Beispielen aufzuzeigen. Dass hier die Trias Haydn, Mozart, Beethoven alles zu sagen hat, ist selbstverständlich.

Mit der Folgerichtigkeit des Hegelschen Entwicklungsgesetzes wandelt sich nun wie alle Räume unseres Geisteslebens auch die Musik. Absoluter Ständestaat — Demokratie, Weltbürgertum — Nationalismus, rationale Formenstrenge — freies Walten der Phantasie kennzeichnen diese ungeheure Umwertung aller Werte, die sich im Tonreich zuerst bei Beethoven vollzieht. Diesen Wandel zeichnet im Kapitel *Romantik* Seminarmusiklehrer *Johannes Zentner*. Lied, Ballade, Symphonische Dichtung als Endform der klassischen Symphonie und Romantische Oper bilden Gegenstand dieses Abschnittes; von Schubert bis Richard Strauss reicht der Katalog der besprochenen, auf Schallplatten zugänglichen Werke.

Eine Welt hat sich ausgelebt, die Möglichkeiten einer bis ins Aeusserste verfeinerten Aussprache scheinen erschöpft, vielleicht ein resoluter Sprung auf einen neuen Baugrund kann weiterhelfen: es entsteht die *Neue Musik*. In diese führt im letzten Kapitel *Robert Blum* ein, indem er Debussy, Schönberg, Stravinsky, Honegger, Fr. Martin und Britten in Werken mit ausgeprägten Merkmalen charakterisiert. Ein über sieben Jahrhunderte sich erstreckender geistiger Raum ist damit abgeschritten.

Es ist wohl notwendig, ausdrücklich darauf hinzuweisen, dass das Werk, das im gesamten etwa 50 Platten bespricht und das in 3—4 Monaten erscheinen wird, nicht für Musikstudierende bestimmt ist. Es ist streng auf das Ziel ausgerichtet, dem musikalischen *Laien*, dem Dilettanten (in strengem Wortsinn) ein Mittel in die Hand zu geben, mit dessen Hilfe er eine musikalische Erscheinung in eine historische Bedingtheit einordnen und verstehend geniessen kann. *-r.*

Schüler als Platzanweiser

Ein Berner Student schreibt uns:

In Bern besteht die schöne Gepflogenheit, dass Seminaristen und Gymnasiasten der höheren Klassen in den Konzerten an Stelle ständigen Personals die Plätze anweisen. Die Organisation ist ihnen selber überlassen; ein oder zwei Obmänner nehmen die Anmeldungen entgegen und haben die nicht immer leichte Aufgabe, dafür zu sorgen, dass nicht in die beliebten Konzerte zu viele «Türsteher» erscheinen, in weniger beliebte dagegen gar niemand. Selbstverständlich hat diese Einrichtung — abgesehen davon, dass sie sehr billig arbeitet — auch gewisse organisatorische Mängel, die vor allem darin bestehen, dass die Platzanweiser sich von verspäteten Konzertbesuchern im eigenen Genuss des Zuhörens nicht gerne stören lassen. Anderseits trägt zweifellos die Tatsache, dass dieses freiwillige Personal genau so gespannt der kommenden Dinge harrt wie die zahlenden Gäste, zu einer festlicheren Atmosphäre bei. Und wer auch nur einigermassen überblickt, welches erstaunliche Interesse die jungen Leute wirklich wertvoller, und seis auch schwerer, ja selbst noch nicht ganz offiziell sanktionierter, Musik entgegenbringen, der wird leicht einsehen, wie wichtig es ist, dass durch diese so einfache Einrichtung den «höheren Schülern» auf eine beschränkte Zahl von Jahren das gesamte Musikleben der Stadt zu einem Preis offensteht, der ihrem Taschengeld angemessen ist (nämlich gratis). Manch einer erzieht sich dabei fürs ganze Leben zu einem aufmerksamen und begeisterten Konzertbesucher, ganz abgesehen davon, dass gerade jenes Alter sehr viel Musik braucht — ungleich mehr als später die Studienjahre.

Vor drei oder vier Jahren ist übrigens neu das Amt des «Blumenmädchens» errichtet worden, das sind Gymnasiastinnen, welche in vorkommenden Fällen es auf sich nehmen, die Blumen zu überreichen, und die zum Entgelt dann einige Konzerte «ohne Blumen» besuchen dürfen — zur Nachahmung ebenfalls warm empfohlen. *rt.*

Kantonale Schulnachrichten

Thurgau

Der Grosse Rat hat bekanntlich unsere Teuerungszulagen ab 1. Januar erhöht, was sehr erfreulich ist. Ein Mangel bleibt bestehen: Gemeinden, die an Grundbesoldung und Teuerungszulagen die neu festgesetzte Summe schon bisher ausrichteten, können gesetzlich nicht verpflichtet werden, die neuen Teuerungszulagen auszuzahlen. Das Erziehungsdepartement hat sie nun aber in verdankenswerter Weise gebeten, dafür zu sorgen, dass durch abermalige Erhöhung der Zulagen die bisherige Besserstellung ihrer Lehrerschaft zum mindesten erhalten bleibt. Wir empfehlen auch unsererseits allen Kollegen, sich hierfür zu wehren, wenn es nötig ist. Unsere Erhebungen über die Besoldungen zeigten, dass die meisten Schulvorsteherschaften als selbstverständlich erachten, eine Besoldung, die über das Minimum hinaus angesetzt wurde, vielleicht um einen Lehrer zu halten oder neu zu gewinnen, auf ihrem Vorsprung zu belassen. Wer sich neu an eine Stelle meldet, möge dies zur Bedingung machen. *W. D.*

Zürich

«Schule in Not»

Unter diesem Titel schildert in einem längeren Artikel der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 15. Januar Kollege G. B. die heikle Lage, die infolge des Lehrermangels dem Kanton und ganz besonders der Stadt Zürich bevorsteht. (Im Herbst 1948 haben sich beispielsweise auf 71 von der Stadt Zürich ausgeschriebenen Lehrstellen insgesamt 60 Kandidaten gemeldet, worunter sehr viele junge Leute, von denen 47 zur Wahl vorgeschlagen werden können.) Eindringlich macht G. B. auf die Gefahren einer «Schnellbleiche-Ausbildung» aufmerksam. Leute, die schon eine andere Berufslehre hinter sich haben und sich nachträglich noch für den Lehrerberuf interessieren, sind oft gescheiterte Existenzen, die der verantwortungsbewusste Bürger nicht an der exponierten Stelle des Lehrers sehen möchte, er wird daher zu verkürzten Studiengängen seine Zustimmung nicht geben können.

Niemand bezweifelt, dass heutzutage überall, aber v. a. in der Stadt die Anforderungen an die Persönlichkeit des Lehrers, an seinen guten Willen, seine Gesundheit und Nervenkraft gesteigert sind. Gewiss wäre eine den Pflichten unseres Standes besser entsprechende Entlöhnung noch immer eines der wirksamsten Mittel zur Bekämpfung des Lehrermangels. Es sollte doch so sein, dass der Berufsberater nicht den mittelmässigen, sondern den besten Sekundarschülern unsern Beruf mit gutem Gewissen empfehlen könnte, und zwar nicht nur mit Rücksicht auf die zahlreichen Stellenangebote der nächsten Jahre, sondern auch im Hinblick auf die materielle Lage des Lehrers. Zur Beleuchtung dieser Seite zitieren wir den letzten Abschnitt des Artikels, dem wir alle Beachtung wünschen.

«Wenn der Lehrermangel im Kanton Zürich nicht zur Schulkatastrophe führen soll, und wenn man ehrlichen Willens ist, die notwendige Erweiterung des Lehrkörpers nicht in der unverantwortlichen Weise zu verwirklichen, dass die bisherigen Ansprüche hinsichtlich *Qualität und Bildung* herabgesetzt werden, so kann man sich der Tatsache nicht länger verschliessen, dass der Lehrermangel in starkem Masse auch von *wirtschaftlichen Faktoren* abhängig ist. Andernorts hat man das Problem klar und unvoreingenommen gesehen und durch eine grosszügige Lösung die Not der Schule abzuwenden verstanden. Kürzlich ging durch die Tagespresse eine Mitteilung der aargauischen Erziehungsdirektion; unter dem Titel ‚Mehr Schüler — mehr Lehrer' war u. a. zu lesen: ‚Mit dem Nachwuchs an Lehrkräften ist es wieder besser geworden, seitdem die neue Besoldungsrevision eingeführt wurde. Man hat im Aargau keine derart katastrophalen Verhältnisse zu gewärtigen, wie sie in den Nachbarkantonen Zürich und Bern bestehen.'» *

Pestalozzianum Zürich Beckenhofstrasse 31/35

Ausstellung: Vertiefte Heimatpflege

Bedeutung der Mundart — Heimatmuseum und Dorfkultur — Landschaftsbilder von Zürcher Künstlern — Anteil der Jugend an Natur- und Heimatschutz — Werktätige Heimatpflege durch Schüler und Jugendliche — Heimatkunde in der Schule — Schulheimatwochen — Literatur. — Geöffnet: 10 bis 12 und 14—18 Uhr. Samstag und Sonntag bis 17 Uhr. Eintritt frei. Montag geschlossen.

Lehrprobe: Samstag, 22. Januar, 15.00 Uhr: *Unsere Feuerwehr;* 4. Klasse von Hans May, Zürich.

Schweizerischer Lehrerverein

Sekretariat: Beckenhofstrasse 31, Zürich; Telephon 28 08 95
Schweiz. Lehrerkrankenkasse Telephon 26 11 05
Postadresse: Postfach Unterstrass Zürich 35

Rücktritte von Sektionspräsidenten

Als Sektionspräsidenten sind nach langjähriger Vorstandstätigkeit die Kollegen Max Eberle, St. Gallen, und Dr. Ernst Flückiger, Murten, zurückgetreten. Beiden gebührt herzlicher Dank für die grosse Arbeit, die sie für Schule und Lehrerschaft geleistet haben. Die Nachkriegszeit mit Teuerung, wirtschaftlichen Umstellungen, Lehrermangel und Erhöhung der Schülerzahlen brachten eine ungewöhnliche Beanspruchung und das Ringen mit Problemen, die nur schwer zu lösen waren und grosse Umsicht und Wachsamkeit erforderten. Beide Kollegen liessen es sich auch sehr angelegen sein, die Verbindung zwischen Sektion und SLV recht enge zu gestalten und zur Vergrösserung und zum Ausbau unseres Vereins ihr möglichstes beitrugen. Im Namen des Zentralvorstandes danke ich den Kollegen Eberle und Flückiger für ihre schöne und erfolgreiche Tätigkeit aufs beste und wünsche ihnen für ihre zukünftige Arbeit Erfolg und Befriedigung.

Der Präsident des SLV:
Hans Egg.

Abonnentenstand des Schweiz. Schulwandbilderwerkes SSW

Auf 31. Dezember 1948 verzeichnet die Vertriebsstelle Ernst Ingold & Cie., Herzogenbuchsee, den Stand von 1847 Abonnenten. Unser Ziel: 2000.

Der Präsident der Kommission für interkantonale Schulfragen
M. Simmen.

Kauft den

Schweizerischen Lehrerkalender 1949/50

Zu beziehen beim Sekretariat des SLV: Postfach Zürich 35

Schriftleitung: Dr. Martin Simmen, Luzern; Dr. Willi Vogt, Zürich; Büro: Beckenhofstr. 31, Zürich 6. Postfach Zürich 35. Tel. 28 08 95
Administration: Zürich 4, Stauffacherquai 36. Postfach Hauptpost. Telephon 23 77 44. Postcheckkonto VIII 889

Schulfunk

Montag, 24. Januar: **Erlebnisse mit Nashorn, Löwe und Elephant.** Dr. David erzählt in Basler Mundart afrikanische Jagderlebnisse. Es handelt sich um die Wiederholung einer früheren, mit grosser Begeisterung aufgenommene Sendung. (Ab 6. Schuljahr.)

Mittwoch, 26. Januar: **Bauland zu verkaufen!** Sendung für Fortbildungsschulen! Die Darbietung erfolgt 18.30—19.00 Uhr. In einer Hörfolge von Ernst Balzli wird dargestellt, wie eine Gemeinde die Bodenspekulation bekämpft.

Bücherschau

Von Richtern, Advokaten und Galgenvögeln. Gesammelt oder nacherzählt von Hermann Ernst. Amerbach-Verlag, Basel. 91 S. Pappband. Fr. 6.80.

Das köstliche, mit 39 genialen Daumier-Zeichnungen geschmückte Büchlein erzählt «Unterhaltsames und Ergötzliches, Wahres und Erdachtes aus dem Rechtsleben». Zum Vorlesen in einer Herrengesellschaft! -t.

EVANGELISCHES LEHRERSEMINAR ZÜRICH 6/57

In der zweiten Hälfte April beginnt ein 344

neuer Kurs des Unterseminars

Die Aufnahmeprüfung findet voraussichtlich am 11. und 14. Februar 1949 statt. — **Anmeldetermin: 1. Februar 1949.** Auskünfte und Prospekt sind zu erhalten durch die Direktion. Es werden in beschränktem Masse auch Mädchen als externe Schülerinnen aufgenommen.

K. Zeller, Direktor, Rötelstr. 50, Zürich 6/57, Tel. (051) 26 14 44

In neuerbautes Koloniehaus noch 29

weitere Kolonien gesucht

ab 4. August und für die Herbstferien.

A. STUTZ, Kurhaus Eichlitten, **Gamserberg**

SCHWEIZERISCHE REISEVEREINIGUNG

Tunesienfahrt voraussichtlich 3.-23. April 1949

Wissenschaftl. Leiter: **Herr Prof. Dr. P. Vosseler, Basel**
Techn. Leiter: Herr W. Wyss, Auslandschweizer in La Soutra bei Tunis. Kosten ca. Fr. 1000.— je nach Zufahrt über Neapel-Palermo oder Marseille. Aufenthalt in Tunesien 15 Tage. Teilnehmerzahl 14.

Meldeschluss 25. Januar 1949.

Anmeldung an das Sekretariat, Witikonerstr 86, Zürich 32

Leichter Nebenverdienst

für Hausfrauen, Studenten, Angestellte, Beamte, Lehrer, Pensionierte, Handwerker jeder Art, bis zu **Fr. 500.—** monatlich durch selbständigen Abschluss von Spar-Vereinbarungen für alteingesessene Firma der Möbelbranche. Keine Branchenkenntnisse erforderlich. Strengste Diskretion zugesichert. 30

Seriöse Bewerber aus allen Bevölkerungskreisen melden sich unter Chiffre SL 30 Z an die Administration des Bulletin SEV, Postfach Zürich 1.

An unsere Abonnenten!

Benützen Sie zur Entrichtung des Abonnementsbetrages 1949 den in Nr. 49/1948 beigelegten Einzahlungsschein. Preise siehe in Nr. 1/1949, Seite 15. Postcheckkonto der Administration der Schweiz. Lehrerzeitung VIII 889, Zürich. Bei den bisherigen Bezügern der SLZ, die den Abonnementsbetrag bis zum 24. Januar 1949 noch nicht beglichen haben, setzen wir das Einverständnis der Abgabe einer Nachnahme ab genanntem Datum voraus.

Die Redaktion der Schweizerischen Lehrerzeitung.

Maße, Formeln Tabellen

Tausendfach bewährt!

Von Praktikern aller technischen Berufe wie auch von Schülern immer wieder verlangt, hat sich dieses handliche, **übersichtliche Nachschlagewerk** überaus gut eingeführt und ist bereits **in 7. Auflage erschienen!**

Einzelpreis Fr. 1.75 + Wust und Porto.
Bei grösseren Bezügen entsprechender Rabatt.

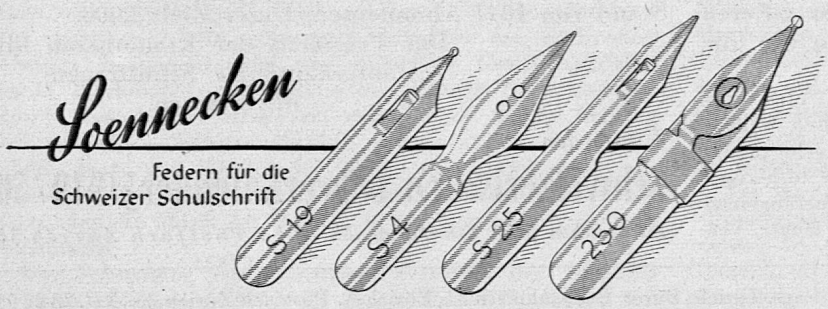
Zu beziehen beim Verlag:

A.-G. Buchdruckerei Wetzikon und Rüti

und bei den Buchhandlungen und Papeterien

dank **CULMINAL,** dem ausgezeichneten Nähr- und Kräftigungsmittel, das Spannkraft und Leistungsfähigkeit des Körpers und des Allgemeinzustandes in weitem Masse erhöht — weil es alle wichtigen Aufbaustoffe enthält. — Erhältlich in den guten Fachgeschäften.

DIASAN AG., ZÜRICH und LOSONE.



Verlangen Sie Federnmuster und Prospekte. F. Soennecken Zürich, Löwenstrasse 17

Musik G. BESTGEN Sohn

BERN, Marktgasse 8 Tel. 2 36 75

Spezialgeschäft für sämtl. Musikinstrumente und Reparaturen

Mitglieder des SLV geniessen auf allen ihren Inseratafträgen 10% Rabatt

Zu verkaufen ein prächtig im Wald gelegenes 22 OFA 5004 D

HAUS, geeignet als Ferienkinderheim

1500 m ü. M., in den Bündneralpen, ¾ Stunden vom Dorf entfernt. Off. unt. Chiffre **OFA 5004 D** an **Orell Füssli-Annoncen, Zürich 22.**

Für Ferienkolonie

16

Guteingerichtetes Privathaus mit Platz für 20—25 Kinder und Leitung. Gute Küche zugesichert. — Nähere Auskunft durch **Frau Anna Murlot, Oberhelfenswil** (Togg.), Telephon (071) 5 51 64.

Die Evangelische Lehranstalt Schiers sucht auf Beginn des neuen Schuljahres (April 1949) einen 6

Sekundarlehrer

der sprachlich-historischen Richtung für die Fächer: Deutsch, Französisch und Geschichte. P 875 - 2 Ch

Anmeldungen bis Ende Januar 1949 an die Direktion, Tel. (081) 5 31 91, welche zu näheren Auskünften gerne bereit ist.

Die Erziehungsanstalt Kasteln sucht auf Beginn des neuen Schuljahres (April 1949) für die Unterstufe ihrer Heimschule (1.—4. Kl.) einen

Primarlehrer evtl. Primarlehrerin

Anfangsbesoldung Fr. 4800.— plus freie Station. 25

Anmeldungen bis 15. Februar an die Leitung der Erziehungsanstalt Kasteln, Oberflachs (Aargau), Tel. (056) 4 42 05, welche zu nähern Auskünften gerne bereit ist.

Langenbruck (Baselland)

STELLENAUSSCHREIBUNG

Die Stelle eines **Lehrers** oder einer **Lehrerin** an unsere neugeschaffene Unterstufe ist auf das neue Schuljahr zu besetzen.

Bewerber oder Bewerberinnen wollen sich unter Beilage der üblichen Ausweise bis 31. Januar 1949 bei Herrn Dr. med. A. Christ, Präsident der Schulpflege, anmelden. 17

OFA 7953 A **Schulpflege Langenbruck.**

OFFENE LEHRSTELLE

In der Schulgemeinde **Glarus-Riedern** ist die Stelle eines 23

Primarlehrers

auf Anfang Schuljahr 1949/50 **neu zu besetzen.** Gegenwärtige Besoldung Fr. 5800.— plus Dienstalterszulagen bis zum Maximum von Fr. 2000.— nach 12 Dienstjahren und gesetzliche Teuerungszulagen. Obligatorische Lehrerversicherungskasse.

Erforderlich: Glarnerisches Primarlehrerpatent; Schulpraxis erwünscht. P 151-1 Gl.

Anmeldungen mit Ausweisen und ärztlichem Zeugnis sind bis spätestens 15. Februar 1949 an **Herrn Schulpräsident Dr. F. Brunner** einzureichen.

Der Schulrat.

Kantonsschule von Appenzell A.-Rh. in Trogen

Die Lehrstelle für 13

Französisch und Italienisch

ist auf Beginn des nächsten Schuljahres (25. April 1949) neu zu besetzen. Bewerber mit abgeschlossenem romanistischem Studium mögen ihre Anmeldungen bis Samstag, den 5. Februar, dem Rektorat einreichen, welches auch Auskunft über die Anstellungsbedingungen erteilt.

Rektorat der Kantonsschule von Appenzell A.-Rh., Trogen.

Primarschule Steinmaur

Auf Beginn des Schuljahres 1949/50 sind an unserer Schule 28

2 Lehrstellen

neu zu besetzen. Die Neuregelung der Gemeindezulage ist in Bearbeitung. Auswärtige Dienstjahre werden angerechnet. Neue sonnige 4-Zimmer-Wohnung steht zur Verfügung.

Anmeldungen mit den üblichen Ausweisen sind an den Präsidenten der Schulpflege, Herrn **Julius Kunz, Steinmaur,** einzureichen.

Steinmaur, den 17. Januar 1949.

Die Primarschulpflege.

PRIMARSCHULE ALLSCHWIL

Auf Beginn des Schuljahres 1949/50 sind die Stellen für

2 Primarlehrer

neu zu besetzen und zwar

eine Stelle an der Mittelstufe, 3.—5. Schuljahr und
eine Stelle an der Oberstufe, 6.—8. Schuljahr.

Bewerber der Oberstufe sollen befähigt sein, den Unterricht in Französisch und Knabenhandarbeit zu erteilen.

Besoldung: Die gesetzliche (max. Fr. 7900.—), dazu Teuerungszulage (gegenwärtig 54 %) und Ortszulage bis Fr. 1000.—. Der Beitritt zur Versicherungskasse für das Staats- und Gemeindepersonal ist obligatorisch.

Bewerber werden eingeladen, ihre handschriftliche Anmeldung mit den nötigen Ausweisen, Zeugnissen über ihre bisherige Tätigkeit und einem ärztlichen Zeugnis bis zum 31. Januar 1949 einzureichen an den Präsidenten der Primarschulpflege Allschwil, K. Suter-Widmer, Blumenweg 15, Neuallschwil.

Allschwil bei Basel, den 5. Januar 1949.

Primarschulpflege Allschwil.

5

SEKUNDARSCHULE KREUZLINGEN

Auf Beginn des Schuljahres 1949/50 ist eine 21

Lehrstelle

neu zu besetzen. Bewerber, die den gesamten Gesangsunterricht an den 8 Klassen (10 Stunden wöchentlich) übernehmen und in Deutsch, Französisch, Zeichnen und Turnen unterrichten können, sind gebeten, ihre Anmeldung mit den entsprechenden Ausweisen bis 30. Januar 1949 an den Sekundarschulpräsidenten, Herrn Pfarrer Bissegger, einzusenden.

Sekundarschulvorsteherschaft Kreuzlingen.

Sekundarschule Aadorf (Thurgau)

An unserer Schule ist auf Beginn des neuen Schuljahres 1949/50 die Stelle eines 20

Sekundarlehrers

sprachlich-historischer Richtung neu zu besetzen.

Bewerber evangelischer Konfession wollen ihre Anmeldung unter Beilage der Zeugnisse **bis 28. Januar 1949** an den Präsidenten, T. Haller, Pfarrer, richten.

Die Sekundarschulvorsteherschaft Aadorf.

OFFENE LEHRSTELLEN

Primarschule Urdorf

Auf Beginn des Schuljahres 1949/50 sind 3 **Lehrstellen** definitiv zu besetzen, vorbehältlich der Genehmigung durch die Gemeindeversammlung.
Die Gemeindezulage inklusive Wohnungsentschädigung beträgt maximal Fr. 3000.—. Zurzeit wird auch die ausserordentliche staatliche Zulage ausgerichtet. Die Errichtung einer Pensionskasse der Gemeinde ist geplant. Schriftliche Anmeldungen sind unter Beilage des zürcherischen Lehrerpatentes, des Wahlfähigkeitszeugnisses, der Ausweise über die bisherige Lehrtätigkeit und des Stundenplanes bis zum 20. Februar 1949 dem Präsidenten der Primarschulpflege, **Herrn Otto Stotz**, Gartenstrasse 115, Urdorf, einzureichen. 26

Urdorf, den 14. Januar 1949.

Die Primarschulpflege.

Primarschule Frenkendorf BL

Durch die Schaffung einer **6. Lehrstelle** ist die Stelle eines **Lehrers für die Mittelstufe** und infolge Rücktritt einer **Lehrerin** eine solche an der **Unterstufe** auf den Schulbeginn 1949/50 zu besetzen.

Interessenten werden gebeten, ihre Anmeldung unter Beilage der erforderlichen Ausweise bis 10. Februar 1949 an den Präsidenten der Schulpflege Frenkendorf einzureichen. 27

Frenkendorf, den 17. Januar 1949.

Schulpflege Frenkendorf.

PRIMARSCHULE BOTTMINGEN

Infolge Rücktritts unserer Lehrerin ist auf den Beginn des Schuljahres 1949/50 die

Lehrstelle

an der Unterstufe (1. und 2. Klasse) neu zu besetzen.

Lehrerinnen und Lehrer werden höflich gebeten, ihre schriftliche Bewerbung bis zum 31. Januar 1949 an die Schulpflege in Bottmingen einzureichen.

Die Besoldung und die Pensionierung sind gesetzlich geregelt. Die Bedingungen hinsichtlich der gesetzlichen Wahlfähigkeit können beim Schulinspektorat in Liestal erfragt werden.

Ueber die kantonale, gesetzliche Besoldung hinaus vergütet die Gemeinde Bottmingen zur Zeit die nachstehenden Zulagen:

1. Dienstjahr	pro Jahr	Fr. 100.—
2. Dienstjahr	pro Jahr	Fr. 200.—
3. Dienstjahr	pro Jahr	Fr. 300.—
4. Dienstjahr	pro Jahr	Fr. 400.—
5. Dienstjahr und folgende	pro Jahr	Fr. 500.—

Ledige Lehrer erhalten hievon 75 % und Lehrerinnen 60 %.

Bottmingen, den 7. Januar 1949.

Die Schulpflege.

8

Ausschreibung einer Lehrstelle

am

Städtischen Gymnasium Biel

Hiermit wird zur Besetzung ausgeschrieben eine Lehrstelle für

Deutsch (welsche Schüler des 10.—13. Schuljahres)
Geschichte (deutsche Schüler des 7., 8., 11. und 12. Schuljahres)
Latein (deutsche Schüler des 8. oder 9. Schuljahres).

Die Bewerber müssen im Besitze eines bernischen Gymnasiallehrerdiploms oder eines andern gleichwertigen Lehrausweises für den Unterricht an Gymnasien sein. Ausserdem wird verlangt, dass der Bewerber das Doktorexamen bestanden hat oder in angemessener Frist bestehen wird. Der Anmeldung sind ausser einem eingehenden Lebenslauf beizulegen die Lehrausweise, die Nachweise über geleistete Unterrichtsarbeit, sowie allfällige wissenschaftliche Arbeiten.

Die Mindestbesoldung ist Fr. 7900.—; die Höchstbesoldung wird mit 12 Dienstjahren erreicht (Fr. 9700.—). Es kommen hinzu ein fester Teuerungszuschlag von 30 %, sodann die übrigen geltenden gegenwärtigen Teuerungszulagen und eine Sozialzulage von 900 Fr. für Verheiratete und 300 Fr. für Ledige. Festangestellte Lehrer müssen Mitglieder der Bernischen Lehrerversicherungskasse werden; sie sind verpflichtet, in der Gemeinde Biel Wohnsitz zu nehmen. Es werden alle Dienstjahre angerechnet.

Amtsantritt am 1. April 1949.

Anmeldungen sind bis zum 10. Februar 1949 zu richten an den Präsidenten der Schulkommission des Städtischen Gymnasium Biel, Herrn Gerichtspräsident Emil Matter, Biel, Schützengasse 95.

Es ist in das Ermessen der Schulkommissionsmitglieder gestellt, Kandidaten zum Besuche einzuladen. 24

Auskunft erteilt das Rektorat.

Bücherschau

Geschichte

Octave Aubry: *Die Französische Revolution.* Rentsch-Verlag, Erlenbach. 592 Seiten. Ln. Fr. 19.—.

Der zweite Band des bedeutenden Werkes schildert die Geschichte der ersten französischen Republik bis zu Napoleons Staatsstreich vom 18. Brumaire des Jahres 1799. Der Leser bewundert erneut die Ausdruckskraft und die Eleganz des Aubryschen Stils. Immer auf dem Boden einzelner knapp und brillant erzählter Geschehnisse, versteht er doch die grosse Linie zu zeichnen, und es gelingt ihm ein kraftvolles und persönliches, wenn auch gelegentlich etwas einseitiges Bild der bedeutsamen Zeit. *V.*

Lucie Ceconi: *Unsterbliches Rom.* Verlag Fretz & Wasmuth, Zürich. 370 Seiten. Ln. Fr. 16.—.

Diese Sammlung witzig erzählter kulturgeschichtlicher Bilder aus Roms Vergangenheit macht mit den Bauten, Plätzen und Gärten bekannt und weiss über ihre berühmtesten Bewohner manch stimmungsvolles ernstes oder heiteres Detail zu berichten. Die 16 Bildtafeln nach Photos und alten Stichen sind eine besondere Zierde des schmucken Bandes. *-t.*

Paul Erismann: *Siebenhundert Jahre Aarau.* Verlag Sauerländer, Aarau. 123 Seiten. Broschiert.

Darauf bedacht, dass diese kleine Geschichte der Stadt Aarau für jedermann leicht lesbar sei, hat Erismann sein Buch in eine grössere Zahl von selbständigen Kapiteln aufgeteilt, in denen abwechslungsweise geschichtliche Tatsachen erzählt und Kulturzustände geschildert werden, und zwar in durchwegs ansprechender Darstellung. Diese «Bilder aus Geschichte und Alltag einer kleinen Stadt» führen den Leser von der Zeit der Alemannen und Römer bis in die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Was das Wort nicht geben kann, geben die Illustrationen Felix Hoffmanns. — Offenbar durfte das Buch einen gewissen Umfang nicht überschreiten; daraus erklärt es sich, dass der Verfasser auf die künstlerische und wissenschaftlichen Bestrebungen des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts nicht eingeht. Das Buch hat in Aarau viel Freude gemacht und dem Verfasser des Textes und dem Illustrator reiche Anerkennung gebracht. *H. K.*

Jonas Furrer, erster schweizerischer Bundespräsident (1805 bis 1861). Gemsberg-Verlag, Winterthur. 550 S. Leinen. 27.—.

Der hervorragende, mit vielen Bildern reich ausgestattete Gedenkband ist im Auftrag des Winterthurer Stadtrats entstanden. Stadtbibliotheker Dejung zeichnet darin das private Leben und die Winterthurer Umwelt Furrers, Sek.-Lehrer A. Stähli sein politisches Wirken im Rahmen des Kantons, dem Furrer von 1845 bis 1848 als Bürgermeister diente, und Prof. Ganz seine Tätigkeit in der obersten Behörde des neuen Bundesstaates. Das Werk schliesst erfreulicherweise eine empfindliche Lücke im Rahmen der neuen Geschichte unseres Landes. *V.*

Naturkunde

Heinrich Jenny-Lips: *Vegetation der Schweizer Alpen.* Verlag Büchergilde Gutenberg, Zürich. 240 Seiten, 122 Abbildungen und Tabellen. Leinen. Fr. 10.— (für Gildenmitglieder).

Es ist erfreulich, wie die «Büchergilde Gutenberg» in den Veröffentlichungen der Bücherserie «Forschung und Leben» hervorragende Vertreter aus allen Fachgebieten der Naturwissenschaft zur Mitarbeit gewinnen und sie veranlassen konnte, die Hauptergebnisse ihrer ureigensten Forschungsgebiete in einer für den Laien allgemein verständlichen Form darzustellen. So ist denn auch das vorliegende Werk von Jenny-Lips, den erwähnten Anforderungen gegenüber beurteilt, nach jeder Hinsicht eine Musterleistung. Der Verfasser, welcher selbst während langer Jahre sich mit geobotanischen Problemen der alpinen Stufe beschäftigt hat, füllt mit der Herausgabe dieses Buches eine längst fühlbare Lücke aus. Wir verdanken ihm eine zusammenfassende Darstellung der Pflanzenwelt der Alpen, nicht nach floristischen, sondern nach soziologischen Gesichtspunkten. Der Naturfreund findet hier einen weitschichtigen Fragenkomplex beantwortet, der den für die belebte Natur aufgeschlossenen Alpenwanderer auf Schritt und Tritt beschäftigt: warum sich gewisse Pflanzenarten zu Gesellschaften zusammenschliessen, unter welchen Bedingungen dies geschehen kann, wie sich Werden und Vergehen einer Assoziation gestalten, wie die Einflüsse der Umwelt, d. h. des Klimas, des Bodens, der menschlichen Kultur sich auf den Verband und die Einzelpflanzen auswirken. Typische Artenlisten vermitteln ein anschauliches Bild der verschiedenen Pflanzengesellschaften vom subalpinen Bergwald durch den Zwergstrauchgürtel, die Weiderasen bis hinauf zu den Schuttfluren und Felsen. Die in grosser Zahl eingestreuten Photographien und Federzeichnungen des Verfassers bilden eine wahre Augenweide. Jennys Buch führt nicht nur zu wahrer Naturerkenntnis, sondern auch zu höchstem Naturgenuss. *W. Höhn.*

C. F. von Weizsäcker: *Die Geschichte der Natur.* S. Hirzel Verlag, Zürich 1948. 12.50.

Weizsäckers zwölf Vorlesungen aus der Universität Göttingen versuchen einen Brückenschlag zwischen dem natur- und dem geisteswissenschaftlichen Denken. Die Wissenschaften sind in ein Weltgebäude gebunden, dessen Kühnheit und christlich-religiöse Schlußsteinsetzung nur vom grossen Forscher gewagt werden durfte. Die Geschichte des Kosmos, der Erde, des Lebens und des Menschen fliesst in spannender Folge durch das Buch. — Man könnte von einem «Kleinen Bavink» sprechen, doch ist die Einzelheit, dem Umfang von 170 Seiten entsprechend, stark zu Gunsten des Gesamtbildes zurückgetreten. Wer Rettung sucht vor der Zersplitterung des Wissens, wird sie bei Weizsäcker um so eher finden. Die Kapitel seines engeren physikalisch-astronomischen Forschungsreiches überzeugen und begeistern am unmittelbarsten und vermitteln neue Arbeitsresultate. *E. E.*

Geographie

Martin Hürlimann: *Orbis Terrarum: Die Schweiz.* Atlantis-Verlag. 232 Seiten. Geb. Leinen.

Die unbestrittene Schönheit unseres Landes, seine unerhörte Vielfalt, kommen in 200, von besten Photographen aufgenommenen Bildern auf losen Blättern von ca. 20 : 30 cm prachtvoll zur Geltung. Wenn ein Auslandschweizer dieses Werk mitnimmt, hat er das Land sozusagen bei sich. Dem Lehrer, der in Schweizer Geographie unterrichtet, bietet es die willkommene Möglichkeit, systematisch immer neue, gleichartig dargestellte Bilder zum Lehrstoff in der Klasse aufzuhängen. Sie sind sehr geeignet, ästhetische und heimatkundliche Interessen zugleich zu wecken. *Sn.*

D. van der Meulen: *Hadhramaut, das Wunderland.* Verlag Orell Füssli, Zürich. 277 Seiten und 9 Bilder. Ln. Fr. 18.50.

Wer einmal die unendliche Wüste, die Einsamkeit der Jôls und den Zauber der Wadis erlebt hat, wird immer wieder Sehnsucht nach ihnen empfinden und alle Reisebeschwerlichkeiten auf sich nehmen, um die fremde Wunderwelt aufs neue zu erfassen. So trieb es auch den holländischen Forscher van der Meulen, der 1932 als erster unbekannte Landstriche Südarabiens durchzogen hatte, zu einer neuen Fahrt, die er 1939 von Aden aus antreten konnte. Sein Ziel, über den Talhpass in den Wadi Hadhramaut zu gelangen, erreichte er erst nach der Ueberwindung grosser Schwierigkeiten und Gefahren. Unwegsame Gebirgszüge, steile Abstürze, allen Fremden feindlich gesinnte Stämme, die zu grossen Umwegen zwangen, liessen die Kamelkarawane nur langsam durch Tageshitze und Nachtfröste vorwärtskommen. Imposante Wachttürme und drohende Festungen sperrten den Weg und es bedurfte zähester Ausdauer, bis die Reisenden endlich das Paradies des grünen Wadi Hadhramaut mit seinen Aeckern, Palmenwäldern und seltsam fremdartigen Städten erblickten. Hier trifft van der Meulen auf eine unter dem Pax Britannica ruhig dahinlebende Bevölkerung, die ihren meist aus Ostindien stammenden Reichtum in vorausschauender Kolonisationsarbeit angelegt und die Wüste in fruchtbares Land verwandelt. Die Darstellung von Landschaft, Vegetation und Fauna zeigt den Verfasser als vorbildlichen Beobachter und Forscher, besonders angenehm aber berührt die Art und Weise, wie er Daseinsform und Wesen der Bevölkerung zu erfassen sucht. Die Lebensbedingungen des armen Kameltreibers oder der hungernden Beduinenfrau interessieren ihn ebensosehr wie der Lebensstil des arabischen Machthabers. Seine Achtung vor den Menschen fremder Rassen, ihren Sitten und Gebräuchen ist so ursprünglich und von Herzen kommend, dass ihm selbst die verschlossensten Bewohner dieses so abgeschiedenen Landes ihr Vertrauen schenken und ihn in seiner Forscherarbeit unterstützen. Ein ganz besonderes Lob gebührt den vielen vorzüglichen Aufnahmen, die ein eindrucksvolles Bild dieser fremdartigen Welt vermitteln. *E.*

Le Benelux *(Belgique, Nederland, Luxembourg). Reihe «Le monde au couleurs»*, herausgegeben von Doré Ogrizek, Auslieferung für die Schweiz: Kümmerly & Frey, Bern. 544 S. Ln. Fr. 18.—.

Der reich und farbig bebilderte Band wird durch einen Abriss über die drei grossen Jahrhunderte flämischer und holländischer Kunst eingeleitet und bietet im Hauptteil eine flüssige Beschreibung der drei Länder, unter besonderer Berücksichtigung geschichtlicher, künstlerischer und literarischer

Merkwürdigkeiten. Originell ist der z. T. künstlerisch recht gelungene Buchschmuck (Landschaftsbilder, Stiche, Kartenskizzen, folkloristische Motive usw.). Als Reisevorbereitung wird das Buch ausgezeichnete Dienste leisten, ebenso dem Geographielehrer zur Ausschmückung seiner Lektionen. *-t.*

Kunst

Burckhardt-Wölfflin-Briefwechsel. Herausgegeben und eingeleitet von J. Gantner. Verlag Schwabe, Basel, 129 Seiten. Ln. Fr. 10.—.

Der Band enthüllt die vielfachen geistigen Beziehungen der beiden hervorragendsten schweiz. Kunstgelehrten. Wölfflin war Burckhardts Schüler und Nachfolger auf dem Basler Lehrstuhl. Das geistvoll zusammengestellte Buch enthält Briefe, Aufzeichnungen, Berichte, Aufsätze usw. und gewährt wertvolle Einblicke in das Leben und in die Arbeit beider Gelehrten. *-t.*

Heinrich Wölfflin: *Die klassische Kunst.* Eine Einführung in die italienische Renaissance. Verlag: Schwabe, Basel. 299 S. Ln. Fr. 24.—.

«Die klassische Kunst», eines der Hauptwerke Wölfflins (1864—1945) erschien erstmals 1899 und liegt nun in 8. Auflage vor (mit 126 Abb.). Der erste Teil schildert die wichtigsten Künstler (Lionardo, Michelangelo, Raffael, Fra Bartolommeo, Andrea del Sarto), der 2. Teil betont das Grundsätzliche des Stilwandels zwischen Quattrocento und Cinquecento und versucht, dem modernen Menschen die Klassik der Hochrenaissance näher zu bringen. Das faszinierende Werk ist einfach und klar geschrieben und somit auch dem Laien zugänglich. *-t.*

Gotthard Jedlicka: *Amiet.* Verlag: Alfred Scherz, Bern. 31 S. Text, 52 Bildtafeln. Pappband. Fr. 9.40.

In dieser vorzüglichen Kunstbücherreihe erscheint als erster der Schweizer Maler Cuno Amiet (geb. 1868). Jedlicka hat, wie es ja nicht anders zu erwarten war, einen ausgezeichneten Begleittext zu den zum Teil farbigen Reproduktionen geschrieben. So frisch und daseinsfreudig Amiets grosses Werk anmutet, so wirkt auch das lange Leben in der Beschreibung.

Er begann als Schüler von Buchser und kam nach Studienjahren in München mit Giovanni Giacometti nach Paris. Einen ganz besonderen Einfluss auf Amiets Schaffen übte auf ihn der Aufenthalt in der Künstlerkolonie von Pont-Aven aus. Leider sind aber die bedeutendsten Werke aus dieser Zeit dem Feuer im Münchner Glaspalast zum Opfer gefallen. Dem Band sind Reproduktionen aus allen Schaffenszeiten beigegeben worden, sie vermögen uns über Amiets Kunst vorzüglich zu orientieren. *eb.*

Louis Piérard: *Vincent van Gogh.* Büchergilde Gutenberg Zürich. 116 S. Leinen.

Das neue Buch über van Gogh zeigt den grossen Maler einmal von einer neuen Seite. Mit Ehrfurcht ist der Verfasser den Spuren seines Lebens nachgegangen und hat Menschen aus den verschiedensten Berufen und Ständen in Holland, Belgien und Südfrankreich aufgesucht. Mit Hilfe von deren Erinnerungen verstand Louis Piérard auf vortreffliche Art und Weise, uns ein Bild des einzigartigen Menschen und Künstlers zu übermitteln, das eindrücklich und ergreifend ist.

Die vielen schönen, ganzseitigen, zum Teil wenig bekannten Reproduktionen ergänzen die vortreffliche Charakteristik.

F. U.

Oskar Kokoschka, Landschaften. Verlag: Rascher, Zürich. 12 Textseiten, 6 Bildtafeln. Mappe. Fr. 15.—.

«Kokoschkas Städtebilder sind Erkenntnisse, nicht Ansichten der Städte, nicht Impressionen», schreibt Paul Westheim, der Verfasser der interessanten und einleuchtenden Einführung. Es ist darum vor allem immer Kokoschkas Geist, ob er Tourbillon oder London oder Prag malt. Die sechs Wiedergaben sind in hervorragend schönem Mehrfarbendruck auf losen Blättern erschienen und vermögen uns vom Zauber, von der Grossartigkeit und Farbigkeit der Kunst Kokoschkas zu überzeugen. *eb.*

Oskar Kokoschka, Blumenaquarelle. Verlag: Rascher, Zürich. 14 Textseiten, 6 Bildtafeln. Mappe. Fr. 15.—.

Sechs berückende Blumenaquarelle sind auf losen Blättern in Mehrfarbendruck herausgekommen. Wir kennen Kokoschka eher als den Maler expressionistischer Bildnisse und grossangelegter Städtebilder und sind ganz erstaunt, ihm als Schöpfer solch blühender Blumenimpressionen zu begegnen. Seine enorm gewandte Pinselschrift lässt in ihrer Sicherheit und Einmaligkeit an japanische Tuschzeichnungen denken. Doris Wild gibt einen knappen, klaren und schönen Ueberblick über sein Werk und sein Leben. *eb.*

Wilhelm Heinrich Wackenroder: *Phantasien über die Kunst.* Emil-Oesch-Verlag, Thalwil-Zürich. 229 S. Gebunden.

Wilhelm H. Wackenroder (1773—1798) ist ein Vorläufer der Romantik. Sein kurzes Leben war voller Begeisterung für alle bildende Kunst und Musik; zu tiefst ergriffen ging er den Spuren alter deutscher und italienischer Kunst nach. Wackenroder lebte noch in der Zeit, da die frühe deutsche Kunst als Barbarei angeschaut wurde. Sehr schön und zugleich rührend mutet uns heute seine Verteidigung Dürers an. Die innige Unmittelbarkeit seiner Kunstbetrachtung überzeugt auch heute noch. *eb.*

Hermann Uhde-Bernays: *Corot.* Verlag: Scherz, Bern. 52 Reproduktionen und 30 Seiten Text. Gebunden. Fr. 8.80.

Corot erfreut sich einer allgemeinen Beliebtheit. Es gibt sicher nicht sehr viele Werke, zu denen alt und jung, gebildet und ungebildet, einen Zugang findet wie zu Corots Bildern. Ob es sich um Landschaften oder Menschen handelt, immer schwebt ein romantischer und edler Geist über seinen Werken. Seine Landschaftsbilder sind uns auch Symbol geworden für französische Landschaft überhaupt. Was für ein Gegensatz zu Cézanne, dieser drückt fast alles durch die Farbe aus, jener arbeitet ganz mit Tonwerten. In der grossen Liebe zur Landschaft könnte man ihn einen Vorläufer der Impressionisten nennen. — Das gutgeschriebene Vorwort stammt von H. Uhde-Bernays. *eb.*

Gotthard Jedlicka: *Cézanne.* Verlag: Scherz, Bern. 52 Reproduktionen und 30 Seiten Text. Gebunden. Fr. 8.80.

Cézanne kennen wir aus verschiedenen Sammlungen und Ausstellungen der letzten Jahre, aber dieses Kennen ist doch meist mehr oberflächlicher Natur, weil das Werk dieses Meisters so schwer fassbar ist.

Das Vorwort Jedlickas zu dem neuen Cézanne-Band zeigt dem Kunstfreund eindrücklich die Beziehung zwischen Cézanne und seinem Werk im Verhältnis zu seiner Zeit. Es ist klar und mit Ehrfurcht geschrieben, man möchte es neben der Bildreihe nicht missen. — Dankbar ist man besonders um die schöne, farbige Wiedergabe des «Bahndurchstiches» sowie um die 10 Selbstportraits, die sich über Cézannes ganze Schaffenszeit erstrecken. Sie verraten uns einiges über den Künstler als Menschen und bringen die Entwicklung vom jungen Suchenden bis zum reifen Meister am besten zur Darstellung. *eb.*

Philosophie und Religion

Die Worte des Herrn. Manesse-Verlag. 543 S. Ln. 9.90.

Das Buch enthält die uns in der Bibel überlieferten Gebete, Reden, Gespräche und Sprüche Jesu, aber in neuer, nämlich thematischer Ordnung. Diese ungewohnte Gruppierung des wichtigsten Bibelgutes regt den Leser zum Nachdenken an und fesselt manchen, der in der Bibel als ganzer nicht heimisch ist. Herausgabe und neue Uebersetzung aus dem Urtext besorgte Friedrich Streicher. Interessant ist auch die versartige Wiedergabe des Textes in Sinnzeilen. *-t.*

Karl Jaspers: *Der philosophische Glaube.* Artemis-Verlag, Zürich. 158 S. Kart. 7.—.

Jaspers zeigt in den fünf Vorlesungen (Begriff des philosophischen Glaubens / Philosophische Glaubensgehalte / Philosophie und Religion / Philosophie und Unphilosophie / Die Philosophie in der Zukunft) die reichen Möglichkeiten eines philosophischen Glaubens, der durch die Jahrhunderte hindurch neben dem kirchlichen Glauben seinen bescheidenen Platz behauptet hat und dessen Betonung angesichts neuerer theologischer Parolen: Entweder Offenbarungsglaube oder Nihilismus in der Gegenwart nötiger ist als je. — Dem Leser bleibt das mutige, nicht ganz leicht zu lesende, aber doch ohne grossen fachwissenschaftlichen Aufwand geschriebene Bekenntnis des grossen Denkers unvergesslich. *-t.*

Musik

Curt Zimmermann: *Alte Meister der Musik.* Verlag: Amerbach, Basel. 253 S. Pappband. Fr. 10.80.

Die Kunst und die Persönlichkeiten eines Palestrina, Monteverdi, Schütz, Purcell, A. Scarlatti und Lully werden im Rahmen ihrer Zeit auf breitem musikgeschichtlichem Hintergrunde erläutert, so dass wir neben der Darstellung von Musikerpersönlichkeiten die Entwicklung der Musik in Italien, vom unbegleiteten katholischen Kirchengesang des Mittelalters über die polyphone Musik eines Palestrina bis zu den Anfängen der Oper bei Monteverdi verfolgen können. Den bedeutendsten Wegbereiter deutscher Musik lernen wir in Schütz kennen. Vom Musikschaffen Englands und Frankreichs des 17. Jahrhunderts hören wir im Zusammenhang mit den bedeutendsten Vertretern Purcell und dem Hofmusikus des Sonnenkönigs, Lully. So ist eine knappe und zugleich eingehende Musikgeschichte entstanden, die jedem Musikliebhaber in vorbildlicher Weise reichen Aufschluss über die vor-Bach'sche Musik gewährt. *eb.*

Literatur und Belletristik

Deutsche Gedichte aus vier Jahrhunderten. Ausgewählt von Emil Staiger und Martin Hürlimann. Atlantis-Verlag, Zürich. 480 S. Ln. Fr. 14.—.

Die zweite Auflage «Deutsche Gedichte aus vier Jahrhunderten» ist im wesentlichen unverändert herausgekommen. Sie ist im besten Sinne des Wortes ein Hausbuch deutscher Lyrik. Manchen Vers, den man, ohne es zu wissen, mit sich herumträgt, findet man, neben vielen Perlen schönster deutscher Dichtkunst, von Martin Luther bis Georg Trakl, die zu entdecken es sich lohnt. Von den Dichtern der letzten fünfzig Jahre sind die vier anerkanntesten, George, Hofmannsthal, Rilke und Trakl mit einer für ihre Art sprechenden Auswahl ihrer Gedichte vertreten und bilden auch die wesentlichste Ergänzung zur ersten Auflage. Das Buch ist ein prächtiger Begleiter für schöne und düstere Stunden. *eb.*

Gottfried Keller: *Gesammelte Werke in 10 Bänden.* Verlag: Rascher, Zürich. Leinen. Preis pro Kassette mit 5 Bd.: Fr. 50.—; Bände auch einzeln käuflich.

Die Klassiker-Ausgabe Raschers enthält alle Vorzüge, die man sich bei der neuerlichen Drucklegung eines unvergänglichen Werkes wünschen kann: Einen sorgfältig überprüften Text, eine gediegene, nicht der Mode unterworfene graphische Ausstattung, einen soliden Einband, der auch noch späteren Generationen standhalten wird. Jeder Band enthält ein Bildnis und eine Unterschrift des Dichters. Die Rascher-Ausgabe sei besonders auch Schul- und Volksbibliotheken mit Nachdruck empfohlen!

Inhalt der 1. Kassette: Grüne Heinrich (3 Bde.), Leute von Seldwyla (2 Bde.). Inhalt der 2. Kassette: Züricher Novellen, Sinngedicht und Sieben Legenden, Martin Salander, Gedichte (2 Bde.). *V.*

Eckart Peterich: *Kleine Mythologie.* Walter-Verlag, Olten. 155 S. Leinen. Fr. 8.60.

Das handliche Nachschlagebüchlein vermittelt dem Bildungsbeflissenen wertvolle Aufschlüsse über die griechische Mythologie. Jeder ihrer wichtigen Gestalten ist ein knapper, aber gediegen und stimmungsvoll erzählter Abriss gewidmet. Zahlreiche Abbildungen nach griechischen Vasenbildern schmücken das Bändchen. *-t.*

Kalidasa: *Sakuntala.* Emil-Oesch-Verlag, Thalwil-Zürich. 275 S. Gebunden.

Dass ein König zu einem einfachen Mädchen in Liebe entbrennt, es betört und dann verlässt, ist ein uraltes und ewig neues Thema, ebenso wie die Aussprüche des Narren, der in seiner Narrheit die Wahrheit sagt. Sakuntala ist ein Drama des bedeutensten indischen Dichters Kalidasa (5. Jahrhundert v. Chr.). Kurt F. Riedler ist der einfühlende Herausgeber des schon von Goethe bewunderten Dramas. Nur eine Dichtung, die einfach und doch grossartig ist, vermag soviele Jahrhunderte zu überdauern, ohne etwas von ihrem eigentlichsten Zauber zu verlieren. *eb.*

Wiechert Ernst: *Der Todeskandidat, La Ferme Morte, Der Vater.* Europ. Bibliothek. 60 S. Kart. Fr. 5.80.

Wiechert schreibt in seinem Erinnerungsbuch «Jahre und Zeiten», das im Eugen-Rentsch-Verlag erschienen ist, einem durch und durch reifen Werk eines Menschen und Dichters, der sich zu hoher humaner Schau, zu echter «Theoria» durchgerungen, dass er dieses und jenes frühere seiner Bücher nicht mehr der Veröffentlichung wert erachte. Man darf daher hierzulande zur Ausgabe dreier Novellen aus dem *ersten* Weltkrieg die Frage stellen, ob die Motive sachlich nicht überholt seien. (Tatsächlich handelt es sich um Nachdrucke weit zurückliegender Ausgaben, was nicht klar und deutlich aus den Verlagsausgaben zu Tage tritt.) Zudem behandeln die Novellen doch Probleme, die aus festgefügtem, durch und durch konventionellem, zumeist von politischem Willen geprägtem Milieu stammen, genauer aus der abgetanen Atmosphäre des Wilhelminischen und ihm vorangegangener Zeitalter. Nimmt man diese Voraussetzungen weg, dann fällt der psychologische Bau zusammen. Nur in den Mittelschulen eines auf Standesvorurteilen und überkommener Menschenwerttradition gestalteten Milieus konnten Vorgänge entstehen, wie sie im «Todeskandidaten» geschildert sind. Nur in einem «unmenschlichen», auf konstruierten, im Grunde ganz sinnlosen Ehrbegriffen aufgebauten Welt kann es zwischen Vater und Sohn Probleme geben, wie sie in der letzten Novelle quälerisch dargestellt sind: im Verhalten eines alten preussischen Offiziers, der einen aus der Gefangenschaft entwichenen Sohn nicht mehr anerkennen will, weil er sich nicht töten liess, bevor er in Gefangenschaft geraten ist usw.

Fast ist man versucht, diesen formal vollkommen geschriebenen Novellen den Untertitel zu geben: Schilderungen aus der Pathologie gesellschaftlicher Zustände, welche zum zweiten Weltkrieg führen mussten. *Sn.*

Wiechert Ernst: *Jahre und Zeiten — Erinnerungen.* Eugen-Rentsch-Verlag, Erlenbach-Zürich. 452 Seiten. Geb. Fr. 15.80, geheftet Fr. 11.50.

Wenn zu den vorstehend rezensierten Novellen grundsätzliche Einwände angebracht wurden, so wäre dies bei der höchst bedeutsamen Lebensschau Wiecherts nicht gerechtfertigt. Hier liegt ein grosses Werk der Reife und Erkenntnis vor: hart und gescheit, tiefgründig und weise; in jeder Beziehung geeignet, vor diesem Dichter und Menschen höchste Achtung zu empfinden, selbst wenn man (selten nur) jene uns fremd berührende deutsche Art spürt, die den berühmten «andern Geist» zeigt. Der Gymnasiallehrer Wiechert greift Kollegen nicht sanft an. Die Kritisierten «sind aber auch darnach». *Sn.*

Henry G. Lamond: *Dingo.* Verlag: Büchergilde Gutenberg, Zürich. 231 Seiten. Leinen. Fr. 6.50.

Dingo, der Held dieses Abenteuerbuches, ist ein Wildhund aus dem Busch und der Steppe Australiens, der den Rinder-, Schaf- und Ziegenherden in steter Mordlust zusetzt. In wilder Hetze verfolgt der Hund seine Beute und wird selber von den Menschen stark verfolgt. Das Buch liest sich wie ein spannender Roman und wird Tierliebhaber fesseln, jedoch ohne dass diese zu dem fremden Tier in ein inneres Verhältnis kämen. *eb.*

Pio Baroja: *Spanische Trilogie.* 3 Bände. Verlag: Büchergilde Gutenberg, Zürich. 682 Seiten. Leinen. Fr. 21.—.

Der Baske Pio Baroja ist ein unermüdlicher Ankläger der sozialen Mißstände in Spanien. Seine ganze Liebe gilt den unzähligen Entrechteten und Verstossenen, die in unvorstellbarem Elend dahinvegetieren oder einen meist aussichtslosen Kampf um eine höhere soziale Stufe führen. Da ist der Waisenknabe Manuel Alcazar, der Sohn einer Dienstmagd, der in den Elendsvierteln von Madrid alle Laster sieht und in alle Tiefen der Armut sinkt. Eine gesunde Erbanlage, von Bauernvorfahren herrührend, lässt ihn den üblen Versuchungen nicht erliegen. Seine wache Intelligenz führt ihn zur Erkenntnis, dass auf Verbrechen und Müssiggang sich kein geordnetes Dasein aufbauen lässt. In zäher Arbeit gründet er sich eine bescheidene Existenz. Baroja, sichtlich bedrängt durch die Fülle seiner Erlebnisse im Madrid der Bettler, Vagabunden und Dirnen, flicht in die Entwicklungsgeschichte Manuels eine grosse Zahl farbiger Milieuschilderungen ein, die dem Roman aber eine etwas allzugrosse Breite verleihen. Wer jedoch die spanische Volksseele kennenlernen will, dem wird Barojas Werk eine Fundgrube von grösstem Reichtum sein. *E.*

Karin Boye: *Kallocain.* Verlag: Büchergilde Gutenberg, Zürich. Leinen. Fr. 7.—.

In diesem Zukunftsroman der jung verstorbenen schwedischen Schriftstellerin wird die totalitäre Entwicklung eines Staates bis zur letzten Konsequenz durchgeführt. Mit raffinierten technischen Mitteln wird jedes Mitglied dieses Staates überwacht und verfolgt. Ein Chemiker, der Held des Romans, erfindet ein Mittel, durch dessen Anwendung der Staat selbst in die geheimsten Gedanken seiner Untertanen einzudringen vermag. Das Buch bietet keine unterhaltsame Ferienlektüre. Wie ein Alpdruck verfolgt uns dieses Zukunftsbild und so atmen wir am Schluss erleichtert auf, wenn der Totalitätsanspruch dieses kalte Staatsungeheuer in den Untergang führt. Das Buch ist eine ernsthafte Warnung vor einer grossen Gefahr, die uns Menschen des 20. Jahrhunderts schwer bedroht. *J. S.*

Jack London: *Das Mondtal.* Verlag: Schweizer Druck- und Verlagshaus, Zürich. 390 Seiten. Leinen. Fr. 9.50.

Die Geschichte der kleinen Glätterin Saxon und des riesenstarken Fuhrmanns Billy spiegelt alle die sozialen Kämpfe wider, die um die Jahrhundertwende die Vereinigten Staaten durchbrausten. Brutale Lohnsenkungen führen zu Streiks, die skrupellos und mit grösster Erbitterung ausgefochten werden. Billy, in diese Kämpfe hineingezogen, scheint alle seine Ruhe und Besinnung zu verlieren, und das Glück der jungen Ehe ist schwer gefährdet. Hunger und Gefängnis lassen aber die gesunden und guten Kräfte in Saxon und Billy, den Abkömmlingen bewährter Pioniergeschlechter, nicht untergehen. Sie wenden der Stadt den Rücken, und nach langer Wanderung finden sie das Tal ihrer Sehnsucht, wo sie sich durch eigene Kraft eine neue Heimat gründen.

Die Schilderung der Klassenkämpfe ist etwas breit angelegt, doch wirkt sie interessant, weil sie ganz mit den Augen des jungen Arbeiterpaares gesehen ist. Echter Jack London ist der dritte Teil, in dem die lockende, unbekannte Ferne Saxon und Billy in immer neue Erlebnisse und Abenteuer führt, bis ihre Liebe und Tapferkeit den wohlverdienten Preis erringen. *E.*

Ernst Balzli: *Uf em Bänkli.* Verlag: Friedrich Reinhart, Basel. 121 S. Ln. Fr. 3.80.

Ernst Balzlis Geistesverwandtschaft mit Simon Gfeller zeigt sich auch in diesen neuen, berndeutsch geschriebenen Erzählungen, vor allem in der warmen Anteilnahme am Erleben und Erleiden stiller Not der Schattenkinder in dieser Welt. Herzensgüte aber kann alle Schatten bitterer Armut überstrahlen («Ds Gnadebrot»). Aus dieser Erkenntnis leuchtet echter Humor immer wieder auf, so mild und versöhnlich, dass wir nach solcher Lektüre innerlich befreit und gelöst wieder an unsere Arbeit gehen. *K.-A.*

Martin Schmid: *Der kleine Leuchter.* Gedichte. Aehren-Verlag, Affoltern a. A. 75 S. Brosch. Fr. 6.—.

Wie es eben immer eine gewisse Besinnlichkeit ist, die den Menschen zur Lyrik treibt, so sind im vorliegenden Band auch die Herbstgedichte die schönsten, eindringlichsten, weil sie im Worte zu halten vermögen, was in der Wirklichkeit am vergänglichsten ist. Martin Schmids Sprache ist sauber gegenständlich und von einem mühelosen Fluss getragen. Die kurzen Strophenformen wirken glücklicher als die wenigen freieren Rhythmen. Der ganze kleine Leuchter strahlt ein Licht menschlicher Sauberkeit und tiefer Besonnenheit aus. *R.*

Schweizer Erzähler des 19. Jahrhunderts. Amerbach-Verlag, Basel. 276 S. Pappband. Fr. 12.80.

Der Band vereinigt folgende Erzählungen: O. Hess: Die Rose von Jericho / H. Zschokke: Das Abenteuer der Neujahrsnacht / J. Gotthelf: Der Mordiofuhrmann / G. Keller: Der Wahltag / C. F. Meyer: Clara / J. Frey: Das Vaterhaus / J. V. Widmann: Der Held des Eiger. Jede der Erzählungen ist von Hans Schuhmacher geistvoll kommentiert und ins rechte Licht gestellt worden, und der Leser staunt, wie gross der Anteil der Schweiz am «Jahrhundert der Erzähler» ist. *eb.*

Atlantis-Almanach 1949. Mit Scherenschnitten zum Goethejahr und persönlichen Aufzeichnungen von 10 Verlags-Autoren. Atlantis-Verlag, Zürich. 125 S. Kart. Fr. 3.—.

Heinrich Heine: *Florentinische Nächte.* Amerbach-Verlag, Basel. 136 S. Pappband. Fr. 9.60.

In bibliophiler Aufmachung, mit geschmackvollen Holzstichen von Imre Reiner versehen, sind die erstaunlich modern anmutenden «Florentinische Nächte» erschienen. Einer todkranken Frau erheitert ein gewandter Erzähler die letzten Nächte, und durch die faszinierenden Erzählungen hindurch spürt man die Anwesenheit einer still Horchenden und Leidenden. Der Versuch des Amerbach-Verlages, bedeutende, heute wenig mehr bekannte Literatur wieder zum Leben zu erwecken, scheint mir hier aufs schönste gelungen. *eb.*

Pierre Kohler: *«Histoire de la littérature française».* II. Verlag: Payot, Lausanne. 292 S. Kart. Fr. 6.—.

Der vorliegende zweite Band dieser vorzüglichen französischen Literaturgeschichte behandelt das 18. und die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts. Er weist dieselben Vorzüge auf wie sein Vorgänger: klare Darstellung, gute Illustration und kurze Auszüge aus den bedeutendsten Werken. Somit finden Lehrer und Schüler hier ein sicheres Instrument zur Erkenntnis der mannigfachen Probleme dieser geistesgeschichtlich ungemein wichtigen Epoche. *K. J.*

André Malraux: *Der Kampf mit dem Engel.* Die Zeit der Verachtung. Zwei Erzählungen. Verlag: Büchergilde Gutenberg. 295 S. Ln. Fr. 8.—.

Das ist ein Buch für anspruchsvolle Leser, die es sich zur Pflicht und Lust machen, jeden Satz zu überdenken und seinen vollen Gehalt auszuschöpfen. Malraux, ehemaliger Führer in der Resistance und Gewinner des Gancourt-Preises, ist immer wieder von der Frage nach dem Sinn des Lebens fasziniert. Einschneidende Geschehnisse in seinem und seines Vaters Leben reizen ihn, den Lebensproblemen in tiefsinnigen Ueberlegungen nachzugehen und nach oft eigenwilligen Interpretationen zu suchen. Episoden aus dem ersten Weltkrieg und der Zeit der Naziherrschaft werden in dem Buch meisterhaft und hinreissend erzählt. Ihre Verbindung mit den Reflexionen des Dichters geben eine Verflechtung von Epik und philosophischer Betrachtungsweise von seltener Zusammenstimmung. *E.*

John Erskine: *Das Privatleben der schönen Helena.* Verlag: Schweizer Spiegel, Zürich. 361 S. Leinen. 16.80.

Was die schöne Helena nach der Niederlage von Troja und nach ihrer Rückkehr zu ihrem ersten Gatten Menelaus empfindet und wie sie spricht und handelt, ist in diesem Roman höchst witzig und modern ausgedacht. Die Dialoge sind so trefflich und menschlich, dass die schönste aller Frauen auch uns Heutige bestrickt. So wird die alte Sage dazu benützt, um modernen Problemen zwischen Mann und Frau, Eltern und Kindern und Verwandten nachzugehen. Dass es aber auf so reizvolle und unbeschwerte Art geschieht, macht den Zauber dieses Buches aus. *F. U.*

Erwin Heimann: *Der letzte Optimist.* Verlag: A. Francke A.-G., Bern. 325 S. Leinen. 13.50.

Nur ungern lässt man sich immer wieder an den Krieg erinnern. Dieser neuste Roman von Heimann aber zeichnet uns die Zeit vor und während der letzten Grenzbesetzung in einem so einzigartigen Lichte, stellt die positiven und zersetzenden Kräfte unseres Volkes, seine gute und schlechte Eigenart mit so viel ernstem und ehrlichem Einfühlungsvermögen dar, dass man mit Gewinn das kritische und doch von gesunder Geisteshaltung zeugende Buch liest. Wenn auch vor allem das Schicksal von drei Geschwistern eines grossen Bernerhofes dargestellt ist, so wird doch den brennensten Fragen über Krieg und Frieden nachgegangen. *F. U.*

Wilhelm Raabe: *Stopfkuchen.* Manesse-Bibliothek, Conzett & Huber. 370 S. Leinen. 6.60.

Ein Zeitgenosse Gottfried Kellers, Wilhelm Raabe (1831 bis 1910) ist zu Unrecht wenig bekannt bei uns. Dem Manesse-Verlag gebührt das Verdienst, die merkwürdige Geschichte «Stopfkuchen» des genialen Erzählers herausgegeben zu haben. Schon die ersten Seiten machen es auch verständlich, dass es nicht leicht ist, in die Geschichte «hineinzukommen». Trotz der umständlichen Breite der komplizierten Rahmenerzählung folgen wir mit immer grösserer Spannung den Erzählungen und Monologen des dicken Schaumann, genannt Stopfkuchen, der, obschon faul und schwerfällig anmutend, doch die Bewohner eines grossen Bauerngehöftes von einem alten Fluche zu befreien vermag. Die Mühe, die die Erzählung vom Leser verlangt, lohnt sich sehr, kommen wir doch in eine ungewohnte Welt voller Tiefen und Hintergründe. In einem aufschlussreichen und eingehenden Nachwort macht uns Romano Guardini mit der Eigenart und Eigenwilligkeit der Erzählung vertraut. *eb.*

Rob. Lavalette. *Literaturgeschichte der Welt.* Verlag: Orell Füssli, Zürich. 452 S. Leinen. Fr. 32.—.

Der aus Strassburg stammende, heute in Amerika wirkende Gelehrte verrät in diesem erstaunlichen Werk eine frappierende Belesenheit und eine unglaubliche Vertrautheit mit der Weltliteratur, von den Glanzzeiten des alten Orients bis auf die heutigen Tage. Bleibt bei der Nennung von fast 2000 Namen für den einzelnen Schriftsteller, besonders der neuen Zeit, oft wenig Raum, so ist doch die Fähigkeit Lavalettes, mit knappen Worten zu charakterisieren, sehr zu bewundern. 400 Abbildungen bereichern den Band; er wird jedem willkommen sein, der sich nach einem Ueberblick über die bedeutsamsten literarischen Strömungen aller Länder sehnt, besonders da Lavallette, bei aller Konzentration, gemeinverständlich zu schreiben versteht. *-t.*

Heinrich Mahlberg: *Kleines literarisches Lexikon.* (3. Band: Literarisches Sachwörterbuch. Sammlung Dalp. Bd. 17.) Verlag: Francke, Bern. 231 S. Ln. Fr. 9.50.

Die wichtigen Begriffe der Literaturwissenschaft (z. B. «Dialog», «Märchen», «Reisen» usw.) werden hier knapp, aber geschickt erklärt, unter Angabe der Epochen und Werke, bei denen sie besonders in Erscheinung treten. Am Schluss jedes Artikels wird auf die wichtigste Literatur aufmerksam gemacht. *-t.*

Der Amerbach-Bote. Kalendarium mit Monatsbildern von Schwind, verschiedenen Aufsätzen von Autoren des Verlags, mit zahlreichen Abbildungen, darunter 7 Faksimili von Briefseiten Spittelers. Amerbach-Verlag, Basel. 205 S. Broschiert. Fr. 3.80. *-t.*

Verschiedenes

Helen Guggenbühl: *Wie führe ich meinen Haushalt.* Verlag: Schweizer Spiegel, Zürich. 224 S. Leinen.

Das Buch will neben allerlei praktischen Winken vor allem auf den Wert einer überlegt geführten Haushaltung aufmerksam machen. In der frischen und unpedantischen Art, wie sie uns vom Frauenteil des Schweizerspiegels her bekannt ist, betont die Verfasserin den Wert der Tradition in der Familie, die ja keineswegs Jahrhunderte alt sein muss, sondern in jeder Familie neu entstehen kann. Die Haushaltung einmal wieder anders, frischer, froher und neu überdacht, das ist die Devise dieses für unerfahrene wie gewiegte Frauen gleicherweise interessanten Buches. *F. U.*

Dale Carnegie: *Kurz-Biographien.* Verlag: Rascher & Co., Zürich. 250 S. Leinen. Fr. 10.—.

Die Sammlung enthält fast 50 biographische Skizzen erfolgreicher Zeitgenossen. Unterhaltsame und anspruchslose Lektüre in amerikanischem Stil. *-t.*

Adolf Guggenbühl: *Schweizerisches Trostbüchlein* (7. Auflage). Verlag: Schweizerspiegel, Zürich. 47 S. Brosch.

Eine bemerkenswerte Sammlung von Sprichwörtern und Zitaten schweizerischer Herkunft, von Zwingli bis zu Carl Hilty und Gottfried Keller. *V.*